

Theologischer Bericht des Präses

Wir dienen dem Herrn

Ermunternde und kritische Anmerkungen
zu Glauben, Theologie und pastoraler Praxis
in Gemeinschaftsbewegung und Kirche

Mitgliederversammlung
des
Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes
vom 5. - 7. Februar 2009
in Schwäbisch Gmünd,
Christliches Erholungszentrum „Schönblick“

Dr. Christoph Morgner, Kassel

Inhaltsverzeichnis

0.	Vorbemerkung	4
1.	Wir dienen dem Herrn	4
1.1.	Knappe theologisch-geistliche Skizze	4
1.1.1.	Dienen als Nach-Vollzug	5
1.1.2.	Dienen als „Gesamtpaket“	6
1.1.3.	Dienen als Leben „für den Herrn“	7
Exkurs I		
Der Mensch im Mittelpunkt?		8
1.2.	Das Kontrastprogramm	9
1.2.1.	Damals	9
1.2.2.	Heute	11
1.2.3.	Konsequenzen	11
1.3.	Die Konkretisierung	12
2.	... indem wir Bibelbewegung sind und bleiben	12
2.1.	Der Charakter als Bibelbewegung	12
2.2.	Die Faszination der Bibel	14
2.3.	Die Luther-Dekade	14
2.4.	Die doppelte Front	15
2.4.1.	Liberales Schriftverständnis	15
2.4.2.	Fundamentalistisches Schriftverständnis	17
2.4.3.	Fazit: Die Bibel als Gnadenmittel	19
Exkurs II:		
Demenz als signifikante Krankheit unserer Epoche		20
2.5.	Die Bibelverbreitung	23
2.6.	Wider die Willkür im öffentlichen Bibelgebrauch	24
3.	... indem wir wachsen wollen	26
3.1.	Der unmissionarische Zirkel	27
3.2.	Missionarisches Arbeiten als Dienen	28
3.3.	Missionarisches Arbeiten als gemeindlicher Zugewinn	28
3.4.	Gegenwärtige Anmarschwege	30
3.4.1.	Rekrutierung aus der eigenen Familie	30
3.4.2.	Menschen aus evangelischen Kirchengemeinden	30
3.4.2.1.	Ergänzung	30
3.4.2.2.	Unzufriedenheit	30
3.4.3.	Völlig Außenstehende	31

3.5.	Theologische Hemmnisse überwinden	31
3.6.	Schritte	33
	3.6.1. Gemeinschaft leben	33
	3.6.2. Berührungsflächen ermöglichen	34
	3.6.3. Begegnungsräume schaffen	35
	3.6.4. Kontakte verdichten	35
	3.6.5. Liebe weitergeben	36
3.7.	Von wachsenden Gemeinden lernen	37
	3.7.1. Leitbilder konzipieren	37
	3.7.2. Gottesdienst feiern	38
	3.7.3. Kleingruppenkultur gestalten	38
	3.7.4. Lernbereitschaft zeigen	38
	3.7.5. Mitarbeiter fördern	39
	3.7.6. Beziehungsarbeit pflegen	39
	3.7.7. Glaubenskurse anbieten	39
	3.7.8. Musikalisches fördern	40
	3.7.9. Gebäude pflegen	40
	3.7.10. Gebet praktizieren	41
	3.7.11. Resümee	41
4.	... indem wir wachsam sind und bleiben	42
4.1.	Gemeinsame Erklärung	42
4.2.	Gestern als Beurteilungshilfe	42
4.3.	Theologisch auf der Hut	43
5.	Abschluss	44
	Literaturverzeichnis	45

0. Vorbemerkungen

Was sagt man in der Gnadauer Mitgliederversammlung, wenn nach 20 Jahren der letzte Präsesbericht ansteht? Welches kann das passende Wort sein, mit dem zwei Jahrzehnte Präsesamt ausklingen? Was kann ich unseren Verbänden und Werken auf den weiteren Weg mitgeben?

Die Ansprüche sind allseits hoch: Besonders gewichtig soll das abschließende Wort sein, aber nicht zu lang - wenigstens beim letzten Mal nicht. Vermächtnisartig soll der Beitrag sein, dabei aber nicht wehmütig nach Nachruf klingen, denn ich scheidet wohl aus dem Amt, jedoch nicht – wohl noch nicht - aus dem Leben. Dank soll die Tonart bestimmen, keineswegs jedoch Forderung, geschweige denn Anklage.

So bin ich – wie bisher in jedem Jahr – mit Zittern und Zagen in das Verfassen des Präsesberichtes hineingegangen, den ich nun vorlege. Ich wünsche mir, dass er nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern auch gründlich bedacht wird – sowohl von Einzelnen als auch von den Gremien in unserer Gemeinschaftsbewegung, denen Verantwortung aufgetragen ist. „Dem denket nach!“ (Phil 4,8¹)

1. Wir dienen dem Herrn

Was kennzeichnet unser Tun auf den verschiedenen Ebenen der Gemeinschaftsarbeit, sei es im Bereich der Verkündigung oder in dem der Diakonie? Was verbindet uns auf diesen unterschiedlichen Feldern miteinander?

1.1. Knappe theologisch-geistliche Skizze

Eben dieses, wozu uns der Apostel Paulus ermutigt: „Dient dem Herrn!“² (Röm 12,11). An anderer Stelle konstatiert er lapidar: „Ihr dient dem Herrn“ (Kol 3,24). Das ist offensichtlich Fakt und bedarf keiner weiteren Diskussion³. Christen sind dazu berufen, dem Herrn Jesus Christus zu dienen. Und sie tun es auch.

¹ alte Lutherübersetzung

² Für die Fachtheologen: Ich lasse hier die textkritischen Erwägungen beiseite, die durchaus ihre Berechtigung haben.

³ In diesem Zusammenhang gehe ich nicht auf die griechischen Begriffe einschließlich ihrer alttestamentlichen und zeitgeschichtlichen Hintergründe ein, die

1.1.1. Dienen als Nach-Vollzug

Der Dienstgedanke ist für christliches Leben konstitutiv. Er leitet sich davon ab, dass Gott es ist, der uns in Jesus Christus „zuerst liebt“ (1Joh 4,19) und gedient hat. Unser Herr hat sich selber als Diener aller Menschen verstanden (Mk 10,45). Er war rund um die Uhr für andere da. Von seinem Dienst, der im Sterben auf Golgata gipfelt, leben wir bis zum heutigen Tag. Was Jesus dort für uns getan hat, kommt uns zugute. Jesus dient uns – als *christus praesens* – mit seiner Gegenwart: mit seiner Liebe, seiner Vergebung, seiner Fürbitte, seiner Korrektur. Wir wissen ihn, den auferstandenen Herrn, lebendig und wirksam in unserer Mitte (Mt 18,20).

Unser Dienst ist lediglich Reflex und Folge dieses göttlichen Dienens, das wir Tag für Tag erfahren. Was Dienen ist und wie es damit praktisch zugeht, lesen wir an Jesus ab, dem Vor- und Urbild unserer Aktivitäten. Sein Dienst für andere gibt uns den Takt vor. In seiner Spur und unter seinem Beispiel leben wir (Joh 13,15). Was Jesus sagt, ist uns zu tun geboten (Joh 2,5). Es verpflichtet uns. An ihm richten wir uns aus. Jesus ist uns maß-gibend. Als Dienende ordnen wir uns ihm unter und bejahen das Abhängigkeitsverhältnis, in dem wir uns willentlich und gern befinden.

Der Dienst für Jesus äußert sich auch im Dienst an anderen Menschen. Beide Dienstformen gleichen in ihrem inneren Zusammenhang den sog. kommunizierenden Röhren, denn wir sehen in jedem Menschen Jesus, der sich auf geheimnisvolle Weise im Mitmenschen, besonders aber im Bedürftigen verbirgt. Der einzelne wird uns transparent, durchsichtig für unseren Herrn. Was wir anderen an Gutem tun, ordnet Jesus so ein, als hätten wir es ihm selber zukommen lassen (siehe Mt 24,40).

Es ist die dienende Liebe, die eine unlösliche Einheit zwischen Gott und uns und anderen Menschen bildet. Fehlt in dieser Doppelausrichtung Gott, dann werden wir im anderen nur den bloßen Menschen sehen, vielleicht sogar nur den „Fall“ und das „Problem“, von dem wir uns womöglich distanzieren, aber wir werden nicht das göttliche Bild in ihm wahrnehmen. Wollen wir dagegen nur gläu-

im NT für „dienen“ gebräuchlich sind, sondern beschränke mich auf einige grundsätzliche Gedanken.

big sein und lassen die Zuwendung zum Nächsten aus unserem Glauben weg, dann wird auf lange Sicht auch unsere Beziehung zu Gott veröden. Sie bleibt ohne Wärme, Liebe und Freude. Erst die Bereitschaft, auf den Nächsten zuzugehen und ihm in Liebe zu dienen, hält unsere Beziehung zu Gott dauerhaft lebendig. Deshalb bildet der Dienst der Liebe kein christliches Programm ad libitum, sondern ist konstitutiver Bestandteil lebendigen Glaubens.

1.1.2. Dienen als „Gesamtpaket“

„Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus“, schärft uns Paulus ein (Kol 3,17). Dem Herrn zu dienen, bildet somit kein isoliertes Segment christlichen Lebens, neben das noch andere zu stehen kommen, sondern es umreißt das Christsein als Ganzes.

Nun haben wir in unseren Reihen keine Mühe, das Tätigsein auf dem frommen Feld als Dienst für unseren Gott und Heiland einzuordnen. Aber wir befinden uns in der Gefahr, in doketischer Manier dieses Tun als den eigentlichen Dienst für den Herrn zu betrachten, das andere hingegen im Beruf, Haushalt und öffentlichem Leben als etwas zwar Notwendiges, aber doch Zweitrangiges herabzustufen.

Unsere oftmals irrtümliche Haltung wird auch darin ersichtlich, dass wir selbstverständlich von Berufung sprechen und diese von den Betreffenden erwarten, wenn es um sog. „geistliche“ Tätigkeiten geht: Prediger, Pfarrer, Diakonisse etc. Dass man dazu von Gott berufen sein muss, ist unter uns unstrittig. Dass ein Christ jedoch auch zur Aufgabe einer Lehrerin, eines Computerfachmanns oder einer Laborantin der Berufung bedarf, gerät dabei leider ins Hintertreffen.

Doch auch die, die sich in einem „weltlichen“ Sektor engagieren, dienen darin Gott⁴. Damit wird jede Tätigkeit, und mag sie noch so gering erscheinen, unglaublich aufgewertet. Es war insbesondere Martin Luther, der diese neutestamentliche Tatsache wieder ans Licht geholt hat: „Wo irgendein frommer Bauer oder Bürger und

⁴ Martin Luther: „Denn alles heißt Gott gedienet, was unter seinem Befehl geschieht, es sei wie gering es wolle“, in: Luther Deutsch, Band III, S. 69 (dort die WA-Angabe)

Untertan seinem Herrn dient, da dient er auch Gott; desgleichen ein Kind oder Knecht und Magd im Hause“⁵. Dienen erweist sich somit als ein Gesamtpaket, das alle denkbaren Lebensvollzüge umgreift.

1.1.3. Dienen als Leben „für den Herrn“

Im Dienst für unseren Herrn und Heiland entsprechen wir dem Entwurf, den Gott für unser Leben hat. Hier kommen wir wahrhaft in unser Element. Wir kreisen nicht mehr – hoffnungslos in uns verkrümmt⁶ - um uns selbst und gehen in unseren Interessen und Bedürfnissen auf, sondern leben „dem Herrn“ (Röm 14,8), der für uns gelebt hat, der für uns gestorben und auferstanden ist (2Kor 5,15). Christlicher Dienst ist Lebenshingabe. Jesus Christus soll über uns verfügen. Für ihn dazusein, erfüllt uns mit Würde und Sinn. Das öffnet uns einen weiten Horizont mit unendlicher Perspektive.

Indem wir Jesus dienen, finden wir wahrhaft zu uns selbst. Damit entfalten wir das Potential an Gaben, das Gott in uns investiert hat. Das Beste, was wir für uns tun können, ist dieses, dass wir etwas für Jesus tun. Wir selber kommen dabei keineswegs zu kurz, sondern erleben eine innere Erfüllung, die durch kein Bemühen um Selbstverwirklichung erreicht werden kann. - Auf einem Deckenbalken im Vorgebäude des Lutherhauses in Wittenberg fand ich das großartige Zitat: „Niemand lasse den Glauben daran fahren, dass Gott durch ihn eine große Tat tun will“⁷.

Dieser Dienst, „der nicht nur Geld und Gut, sondern Leib und Leben umfasst (2Kor 8,5) wird zu einer Kraft, die den ganzen Organismus des Leibes Christi bestimmt“⁸. Er wirkt innerhalb der Gemeinde, in der jeder dem anderen mit der Gabe dient, die er von Gott empfangen hat (1Petr 4,10). Martin Luther nennt dafür den inneren Grund: „Niemand hat alle Gaben, Ämter und Tugenden. So muß an einem jeglichen Christen etwas sein, was da mangelt. Darum hat es Gott so geordnet, daß einer dem anderen diene“⁹.

⁵ M. Luther, aaO, S. 68

⁶ homo incurvatus in se ipsum

⁷ Martin Luther, Quelle unbekannt

⁸ Claus Heß, Art. „dienen“, in: Begriffslexikon zum Neuen Testament, Wuppertal 1965, Band 1, S. 187

⁹ Martin Luther fährt fort: „Kein Glied verrichtet seinen Dienst durch sich selbst. Die Augen können nicht sehen, wenn sie nicht aufgeschlagen würden. Der Ma-

Christliches Dienen begnügt sich jedoch nicht mit dem innergemeindlichen Wirken, sondern zieht seine Kreise weit darüber hinaus. Auch in dieser Hinsicht erweist sich christlicher Dienst als unteilbar. Er beschränkt sich nicht auf „des Glaubens Genossen“ (Gal 6,10), sondern bezieht auch die Menschen außerhalb der gemeindlichen Mauern ein. Weil die göttliche Liebe auch zu ihnen hinreicht und Jesus gekommen ist, „zu suchen und zu retten, was verloren ist“ (Lk 19,10), schlägt der Zirkel christlichen Dienstes weit aus.

Exkurs I

Der Mensch im Mittelpunkt?

Oft hören wir heute – selbst in christlichen Kreisen - die Versicherung: „Bei uns steht der Mensch im Mittelpunkt“. Ich rate sehr, bei diesem Satz die Alarmglocken zu läuten, zumal er auch den Firmenleitsätzen bei Nokia voransteht. Wir wissen jedoch aus den Geschehnissen des vergangenen Jahres in Bochum, dass er Null Bedeutung hat, wenn es um den Profit und seine Vermehrung geht. Hier steht der Gewinn im Mittelpunkt, das Geld, der Aktionär, der Manager. Andere, z.B. die Belegschaft, spielen in diesem Kalkül keine Rolle. Der Mensch im Mittelpunkt? Nichts als eine hohle Phrase!

Auch im Raum der Geschichte hat man mit diesem Satz viel Schindluder getrieben, ob im Marxismus-Leninismus, im Dritten Reich und wo auch immer. Jedes Mal stand er als hehres Programm voran, hatte aber zur Folge, dass bestimmte Menschengruppen an den Rand gedrängt, sogar aussortiert, ja vernichtet wurden, die das Idealbild des Menschen eintrübten. An diesen schreckliche Verirungen leiden wir bis heute.

Christliches Menschenbild besagt: Nicht der Mensch steht im Mittelpunkt, sondern Gott. Er ist unser Ausgangspunkt. Und weil alles Denken und Verhalten auf ihn und damit zugleich auf unseren Heiland Jesus Christus bezogen ist, sind uns die Menschen wichtig, Und zwar jeder einzelne. Wie mit ihnen umzugehen ist, lesen wir

gen verdaute nicht, wenn der Mund ihm nicht Speise verschaffte. Der Fuß könnte nicht gehen usw., sondern jedes Glied dient dem anderen. Und gerade das am allerwenigsten geachtete ist am allernotwendigsten. Ebenso ist es im Christenvolke“ (aaO, S. 68).

an Jesus Christus ab. Unter seinem Einfluss ist uns jeder Mensch der Mühe wert - ganz gleich welches Geschlecht er hat, welche Hautfarbe er trägt, wohin er religiös gehört, in welcher wirtschaftlichen Situation er sich befindet, ob er unverschuldet in seine Lage gekommen ist oder ob er sie selber ausgelöst hat. In jedem Menschen sehen wir ein Ebenbild Gottes. Jeder einzelne ist von Gott geliebt, begabt und zu einem sinnvollen, lebenswerten Dasein berufen. Jedem versuchen wir mit unseren Möglichkeiten zu dienen.

Es zeigt sich auch geschichtlich: Wo der Gott geehrt wird, der sich in Jesus Christus offenbart hat, wird auch denen am meisten gedient, die es auf die Schattenseite verschlagen hat. Aus dem Bekenntnis zu Jesus Christus wächst seit jeher das entsprechende Handeln, auch wenn es häufig hinter dem zurückbleibt, was Jesus vorgibt, weil es durch Versagen, Unzulänglichkeit und Sünde eingetrübt ist. Dennoch setzen die Ausläufer dieser Liebe weltweit segensreiche Akzente. Bis zum heutigen Tag kümmern sich Christen rund um den Globus und rund um die Uhr um die Ärmsten der Armen. Sie leisten medizinische Hilfe, bringen soziale Projekte voran, starten Bildungsinitiativen uvm. Christen dienen in zahllosen Stützpunkten der Liebe den Menschen dieser Welt. Und das über die Grenzen der Konfessionen hinweg. Weil Gott im Mittelpunkt steht, profitieren davon besonders solche Menschen, die der Zuwendung besonders dringend bedürfen.

1.2. Das Kontrastprogramm

Indem wir Jesus Christus dienen, rücken alle Ansprüche in die zweite Reihe, die an uns gerichtet werden bzw. die sich aus dem gesellschaftlichen Fluidum der jeweiligen Zeit ergeben. Das Motiv des Dienens steht außerdem strikt allen modernen Selbstverwirklichungsgelüsten entgegen.

1.2.1. Damals

Für den freien Bürger in der Antike war der Dienst für andere Menschen ein Graus, den er sich vom Leib zu halten suchte. „In den Augen der Griechen ist das Dienen etwas Minderwertiges. Herrschen und nicht Dienen ist eines Mannes würdig“¹⁰. Lediglich

¹⁰ Hermann Wolfgang Beyer, Art „diakoneo“ in: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Tübingen 1935, Band 2, S. 81

im Dienen für den Staat¹¹ erfährt es eine höhere Bewertung. „Der Grieche sieht das Ziel des Menschenlebens in der vollkommenen Entfaltung der einzelnen Persönlichkeit. Von daher ist ihm der Sinn eines Dienstes am Anderen verschlossen“¹².

In das Judentum zur Zeit Jesu drang diese hellenistisch eingefärbte Vorstellung ein, „daß Dienen, insonderheit in der ganz bestimmten Form des Bedienens bei Tische, dem Würdigen nicht zukomme“¹³.

Dagegen sieht Jesus im Dienen eine Haltung, die „den Menschen zu seinem Jünger macht“¹⁴. Durch das Beispiel Jesu wird für die Gemeinde ein deutlicher Gegenakzent zu den damaligen Zeitströmungen gesetzt. Jesus löst eine Revolution der Liebe aus. Hingabe an ihn selbst und an bedürftige Menschen wird zum dominierenden Merkmal des Christseins und der frühen Gemeinden. Deren Liebe zueinander und über die eigenen Reihen hinaus unterschied sich gründlich von der Kälte des Heidentums.

Es gibt aus den ersten Jahrhunderten bewegende Berichte über die Liebestätigkeit der Christen, und zwar auch von solchen Zeitgenossen, die diesen Glauben für etwas Schädliches hielten. Obwohl christlicher Glaube eine vom Römischen Staat verbotene Religion war¹⁵ und Christen als Feinde des Menschengeschlechts gebrandmarkt wurden, sind die Gemeinden unaufhörlich gewachsen. Die Forscher sind sich einig: Es war vor allem die dienende Liebe, die damals die Menschen magnetisch anzog. Die im Glauben erlebte Liebe durch Gott setzte sich um in gelebte Liebe zu den Menschen. Das öffnete dem christlichen Glauben viele Herzen. Die dienende Liebe wurde zum Markenzeichen für die christliche Gemeinde und zum Türöffner für den Glauben.

2000 Jahre später hat sich Ähnliches bei uns zugetragen: Häufig wird aus den neuen Bundesländern berichtet, dass die evangelischen Krankenhäuser in der DDR-Zeit ein hohes Maß an Anerkennung erfahren haben. Sie waren auch bei SED-Funktionären sehr geschätzt, vor allem dann, wenn sie

¹¹ die res publica

¹² H. W. Beyer, aaO, S. 82

¹³ ebd, S. 93

¹⁴ ebd, S. 83

¹⁵ religio non licita

selber krank wurden. Denn es gab in der christlichen Diakonie etwas, was im sonstigen Gesundheitswesen keine Rolle spielte: dienende Liebe, Herzlichkeit, Erbarmen, Gebete für Kranke. Klima und Umgangston in christlichen Häusern waren anders als in staatlichen Einrichtungen. Das Kreuz im Krankenzimmer war Symbol göttlicher Liebe. Jeder konnte wissen: Im Schatten dieses Kreuzes wird uns wohlgetan.

1.2.2. Heute

Im Dienst für Jesus und seine Menschen setzten wir auch heute einen klaren Gegenakzent zu dem, was sich derzeit zuträgt und böse Blüten hervorbringt. Das mehr oder weniger stillschweigende Motto lautet: Ich diene mir. So kommt es zu der bösen Devise: „Wenn jeder an sich selber denkt, dann ist an alle gedacht“. Dementsprechend sieht es in vielen Bereichen aus. Die Gier ist weithin zum Leitmotiv des Handelns geworden. Sie zerstört den inneren Zusammenhalt einer Gesellschaft. Sie hinterlässt wenige Pseudo-Gewinner und umso mehr echte Verlierer. Geschädigt sind hinterher alle Beteiligten: seelisch, moralisch, wirtschaftlich – je nachdem. Der Vertrauensverlust in Politiker, Banker und Wirtschaftskapitäne ist enorm und steht den materiellen Schäden in Größenordnung und Folgewirkung nicht nach. Nur leichtgläubige Optimisten sind der Meinung, dass der diesbezügliche Negativgipfel bereits überschritten sei.

1.2.3. Konsequenzen

Als Christen wollen wir bewusst nicht auf Kosten anderer Menschen leben, sondern für andere. Dienen, Teilen und Weitergeben sind für uns keine Fremdworte, sondern gewichtige Elemente unseres Verständnisses und Lebensvollzuges. Wir dienen dem Herrn Jesus Christus. In seiner Nachfolge sind wir damit stets auch nahe bei den Menschen. Damit bringen wir in unsere Ellbogengesellschaft einen unverwechselbaren Ton ein. Das wird zu einem hellen Signal in einer Zeit, in der der Egoismus von einzelnen wie von Gruppen auftrumpft und weltweit für unheilvolle Schlagzeilen sorgt.

Je mehr wir in endzeitliche Gefilde hineingeraten und die „Liebe in vielen erkalten“ wird (Mt 24,12), desto mehr wird das Zeugnis des Dienens an missionarischer Kraft gewinnen.

1.3. Die Konkretisierung

Es gibt den Dienst für Jesus Christus nicht „an sich“, sondern er vollzieht sich lebensnah unter den jeweiligen Umständen und in den sich daraus ergebenden Einfärbungen. Jeder Christ dient dem Herrn – aber jeder tut es in anderer Gestalt: in individueller Ausprägung, im Spektrum der verliehenen Charismata, im Rahmen der Platzanweisung Gottes, im Kontext der Schwestern und Brüder. Diese Spezifikation trifft nicht nur für den einzelnen Christen zu, sondern gilt auch für eine Kirche, einen Gesamtverband, eine örtliche Gemeinschaft oder eine diakonische Einrichtung.

Deshalb fragen wir: Welches unverwechselbare Kolorit hat der Dienst für Jesus Christus auf unserem Feld der Gemeinschaftsbewegung? Worin zeigt sich das bei uns, dass wir gezielt und fröhlich unserem Herrn und damit auch den Menschen unserer Zeit dienen? Hier steht unsere Identität auf dem Spiel. Ich greife im Folgenden drei Felder heraus, die mir besonders am Herzen liegen und die ich für den weiteren Weg der Gemeinschaftsbewegung für dringlich halte:

2. Wir dienen dem Herrn, indem wir Bibelbewegung sind und bleiben

Als Bibelbewegung knüpfen wir bewusst an die Erneuerungsbewegung des Pietismus an, der wir uns zu hohen Teilen verdanken. Diese hat ihrerseits auf Martin Luther und die Reformation zurückgegriffen und sich als deren legitimer Sachwalter verstanden. Insofern befinden wir uns in bester evangelischer Tradition.

2.1. Der Charakter als Bibelbewegung

Er zeigt sich derzeit auf mehrfache Weise:

- in der persönlichen praxis pietatis: Gemeinschaftsleute haben gewöhnlich ihre Bibel, in der sie regelmäßig, oft sogar täglich lesen¹⁶. Die Bibelkenntnisse, die dabei erworben werden, haben mich oft beeindruckt.

¹⁶ Zur Bibellektüre werden meist erläuternde Schriften hinzugezogen: u.a. der Neukirchener Kalender, Gnadauer Bibellese „Leben aus dem Wort“, Bibel für heute

- in der örtlichen Arbeit der Gemeinschaften: Bibelstunden bzw. Bibelgesprächs- und Hauskreise gehören zum Veranstaltungsinventar jeder Gemeinschaft. Daneben sind Bibelarbeiten und bibelorientierte Andachten grundlegende Elemente aller Freizeiten, Tagungen und Kongresse.
- in theologischer Arbeit: In unseren Ausbildungsstätten, aber auch innerhalb der Gemeinschaftsverbände bildet das theologische Arbeiten in unterschiedlicher Intensität ein wesentliches Merkmal unserer Bewegung. Seminare für ehren- und hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie theologische Veröffentlichungen und Fachtagungen gehören zum Normalprogramm. Nicht zuletzt haben sich auch die Präsesberichte gemüht, biblisch-reformatorische Theologie in die Probleme der jeweiligen Zeit einzuspielen und dafür fruchtbar zu machen.
- in bibelmissionarischen Aktionen: Hierbei wird die Bibel bzw. werden Teile aus ihr, verbunden mit missionarisch-einladenden Texten, unseren Zeitgenossen nahegebracht, z.B. durch Auslagen in Kirchen und durch Verteilaktionen, initiiert vor allem durch Einrichtungen, deren Material in ökumenischer Breite Anklang findet: Taschenbibelbund, Evangelische Schriftenmission Lemgo-Lieme und Marburger Medien.

Die hohe Wertschätzung der Bibel ist unter uns seit den Anfängen vorhanden und völlig unumstritten¹⁷. Sie zieht sich durch die Geschichte der Gemeinschaftsbewegung wie ein roter Faden. Wir sind Bibelbewegung. Johannes Berewinkel konstatiert zutreffend: „Ein Einheitsband umschließt alle Glieder der Gemeinschaftsbewegung in Geschichte und Gegenwart: die Liebe zu unserem Herrn und

¹⁷ So hat im Jahr 1888, als zum ersten Mal Vertreter von Gemeinschaften in Gnadau zusammengetroffen sind, Fritz Coerper aus Barmen in seinem Referat über „Bibelstunden und Bibelbesprechstunden“ die gemeinsame Überzeugung auf den Punkt gebracht: „Das Wort Christi soll reichlich unter der Gemeinde wohnen. Der heilige Geist zeugt von Christus, enthält Jesu Christi und seiner Zeugen Wort. Dieses Wort ist voll Geist und Leben“. Daraus leitet er die Notwendigkeit von Bibelstunden und häuslichen Andachten ab: „Jetzt muß die Zeit des Lebens und Lesens in der Schrift beginnen“. Das Ziel steht klar vor Augen: „Die Zuhörer sollen erweckt und erleuchtet, zu schriftkundigen und schriftgläubigen, seligen und gehorsamen Bürgern des Reiches Gottes erzogen werden“ (bei Johann Georg Pfeleiderer, Gnadauer Pfingstkonferenz 1888, Berlin 1987, S. 150)..

Heiland Jesus Christus und damit die Liebe zu seinem Wort, wie es uns in der Heiligen Schrift anvertraut ist“¹⁸.

2.2. Die Faszination der Bibel

Die Bedeutung der Bibel reicht weit über den Horizont des Einzelnen und der Gemeinde hinaus. Die Bibel hat die Welt und deren Kultur geprägt wie kein anderes Buch. Sie hat positive Geschichte geschrieben. Ohne die Bibel und deren Botschaft wäre die UN-Menschenrechtscharta nicht denkbar. Das berechtigt uns durchaus, darauf ein wenig stolz zu sein. Jedenfalls haben wir keinen Anlass, mit ihr verschämt umzugehen und sie auf den persönlichen Gebrauch zu reduzieren. Sie gehört auf den Leuchter der Öffentlichkeit, denn ihr Inhalt tut allen rundum gut.

Es ist erstaunlich, wie die Texte der Bibel ansprechen: Ob es Menschen in Afrika und Asien, Amerika oder Europa sind, ob es sich dabei um ältere oder jüngere handelt – das Wort der Bibel übt bis zum heutigen Tag eine eigentümliche Faszination aus. Die Heilige Schrift erweist sich als Lebensbuch, das Leben schafft. Hier begegnet uns Gott und spricht uns an.

Gerhard Maier schreibt: „In der Bibel finde ich Worte Gottes, auf die ich mich verlassen kann. Die Bibel ist ein ausgesprochenes Zweckbuch, nie war sie eine Fundgrube für die Neugierde. Ich kann viele Fragen haben und die Bibel aufschlagen, ohne eine Antwort zu bekommen. Ich bekomme die Antwort, die ich brauche, um gerettet zu werden, um Verbindung mit Jesus Christus als dem Sohn Gottes zu bekommen. Dafür reicht sie vollkommen aus. Sie ist eine absolut zuverlässige Handreichung für den, der Rettung sucht“¹⁹. Dabei achten wir die gesamte Bibel als Gottes Wort - dort, wo wir sie als wunderbar betrachten, aber auch dort, wo sie uns wunderbarlich vorkommt.

2.3. Die Luther-Dekade

Wenn innerhalb der EKD die Angebote der Luther-Dekade ins Rollen kommen bzw. ins Bewusstsein der örtlichen Gemeinden treten, sollten wir als Gemeinschaftsbewegung einen wichtigen

¹⁸ Johannes Berewinkel, Wort Gottes und Theologie, in: Kurt Heimbucher (Hrsg.), Dem Auftrag verpflichtet, Gießen 1988, S. 73

¹⁹ Gerhard Maier, in einem Vortrag in Lübbecke 1978. in: Christsein heute und morgen, (Hrsg.) Samuel Rothenberg, Konstanz 1981, S. 42

Beitrag zum Thema Bibel leisten. Es war schließlich Martin Luther, der die Heilige Schrift aus der Domestikation der damaligen Kirche befreit und sie dem einzelnen Christen in die Hand gegeben hat. Erst recht durch den Pietismus ist die Bibel in Deutschland zu einem Volksbuch geworden.

Unser inhaltlicher Beitrag wird gekennzeichnet sein durch ein solides Grundvertrauen in die Heilige Schrift. Dieses lebt und nährt sich von ihrer einmaligen Botschaft: Die Wahrheit namens Jesus Christus begegnet uns nur dort. Hier spricht sich unser Gott und Heiland aus. Weil wir Jesus lieben, lieben wir die Heilige Schrift. Die Bibel hat ihre Würde nicht durch ihre Entstehung und auf Grund ihrer materialen Qualität, sondern einzig dadurch, dass in ihr der lebendige Gott in Jesus Christus nach uns greift. Er will durch die Heilige Schrift in uns Glauben wecken und stärken (Joh 20,30f; 2Tim 3,15).

2.4. Die doppelte Front

Unser Charakter als Bibelbewegung muss sich angesichts zweier Fronten bewähren, an denen wir seit jeher zu kämpfen haben. Diese Lage hat sich kaum verändert. Sie wird vielmehr in der Lutherdekade mit ihren vielfältigen Beiträgen unterschiedlicher Provenienz noch deutlicher zutage treten. Das fordert uns zweifach heraus:

2.4.1. Liberales Schriftverständnis

Dieses manifestiert sich in der Historisch-kritischen Methode. Heinz Zahrnt bringt deren Voraussetzung klar auf den Punkt: „Die Bibel ist von Menschen geschrieben, sie ist ein menschliches Buch, und darum kann sie nicht anders gelesen und verstanden und nicht nach anderen Methoden ausgelegt werden als andere menschliche Bücher auch“²⁰.

Diese Haltung lehnen wir ab. Wir sind überzeugt: Sie wird der Bibel nicht gerecht. Diese Methode, die „die Bibel nur als Buch unter Büchern, als Text unter Texten behandelt und nach den Maßstäben

²⁰ Es begann mit Jesus von Nazareth, Gütersloh 1960, S. 30

autonomer Vernunft“ auslegt“²¹, lehnen wir ab, denn sie entspricht nicht ihrem Gegenstand.

- Sie geht vom Axiom der „einen Wirklichkeit“ aus. Dieses Vorzeichen wirkt wie ein Filter, der nur das durchlässt, was dem Maßstab der „einen Wirklichkeit“ entspricht. Dagegen hält Otto Michel fest: „Gott hat nicht eine Weltform geschaffen, sondern zwei, die sichtbare und die unsichtbare Welt“²².
- Durch die historisch-kritische Forschung breitet sich gegenüber der Bibel und ihren Aussagen eine grundsätzliche Skepsis aus, die wie eine schleichende Krankheit den Umgang mit ihr durchdringt und die christliche Verkündigung inhaltlich verunsichert.
- Darüber hinaus widerspricht sie dem Selbstverständnis der Bibel, denn ruhig und selbstverständlich gehen die biblischen Zeugen davon aus, dass die biblischen Berichte das Geschehen wahrheits- und wirklichkeitsgetreu wiedergeben (2Petr 1,16)²³.
- Sie zeitigt höchst widersprüchliche Ergebnisse. Es gibt nicht viel, worüber Neutestamentler wirklich einig sind, kaum ein Problem, zu dem nicht mehrere gegensätzliche, als wissenschaftlich deklarierte Ergebnisse vorliegen: Welche Worte stammen tatsächlich von Jesus? Wo verläuft die Grenze zwischen dem, was der historische Jesus gesagt und dem, was ihm die Gemeinde anschließend in den Mund gelegt hat? Welche Briefe sind von Paulus und welche nicht? Welches ist der „Kanon im Kanon“?

Fazit: Es sind weniger die Schritte der Methode, die wir in Frage stellen: das wissenschaftlich geordnete Erforschen der historischen Umstände, das Fragen nach der Herkunft biblischer Stoffe, Verfasserfragen, Gattungen und ihre Abgrenzungen etc, sondern ihre weltanschaulichen Vorzeichen. Dadurch gerät die Wahrheit, die Christen der Gemeinde und der Welt schulden, ins Nebulöse. Kir-

²¹ „Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit“, Wort des Gnadauer Verbandes zur Autorität der Heiligen Schrift, Dillenburg 1981

²² zitiert in: Thomas Pola, Was bleibt von der älteren Geschichte Israels? Methodische und sachliche Bemerkungen zu neueren minimalistischen Positionen, in: theologische beiträge 03-5, S. 249 (Beleg dort)

²³ Was im Gefolge der Historisch-kritischen Methode als mythologisch und deshalb uneigentlich bezeichnet wird, „sind wirkliche Ereignisse, und ihnen entsprechen bestimmte Erfahrungen. Diese Fakten sind nicht privat, subjektiv, irrational, eingebildet oder halluzinativ (krankhaft)“ (Klaus Berger, bei Th. Pola, aaO, S. 249; Beleg dort)

che wird zum Sprechsaal divergierender Überzeugungen. Sie be-
treibt damit ihre Selbstmarginalisierung und unterminiert ihre
geistliche Vollmacht.

Es gibt zu denken, dass in einer neuen Untersuchung über wach-
sende Gemeinden²⁴, die von der EKD wesentlich gefördert und fi-
nanziert wurde, vor allem solche Gemeinden als wachsend be-
schrieben worden sind, die sich theologisch mit uns etwa auf einer
Wellenlänge befinden²⁵. Theologisch stehen sie in der Tradition des
Luthertums, das gepaart ist „mit pietistischen oder leicht charisma-
tischen Elementen“²⁶. Dabei sind die Untersuchenden keiner pietis-
tischen Voreingenommenheit verdächtig. Das gibt zu denken! Die
Zukunft der Kirche liegt offensichtlich dort, wo in den Gemeinden
ein biblisch-reformatorisches Schriftverständnis gepflegt wird, was
sich dann in einer entsprechenden Verkündigung und Gestaltung
der Gemeindegemeinschaft niederschlägt.

2.4.2. Fundamentalistisches Schriftverständnis

Als Widerpart zum liberalen Schriftverständnis und als Antwort
darauf hat sich – in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts
aus den USA kommend - die gegenläufige Bewegung des Funda-
mentalismus etabliert, die „das Evangelium zu einer Buchreligion
macht“²⁷. Häufig begegnen uns hier Begriffe wie „bibelgläubig“,
„bibeltreu“ oder „schriftgläubig“. Diese Aussagen drücken ein inni-
ges Vertrauen und einen hohen Respekt gegenüber der Heiligen
Schrift aus. Dennoch signalisieren sie eine Schwerpunktverlage-
rung: von der Mitte des christlichen Glaubens - Jesus Christus - hin
zur Bibel. Die Bibel wird unter der Hand zum Glaubens- und
Heilsgegenstand, zum Ziel der Verehrung. Die Hoffnung des Glau-
benden richtet sich auf ein Buch. Es kommt zu einer elliptischen
Glaubensbasis: Jesus und die Bibel.

²⁴ Wilfried Härle ua, *Wachsen gegen den Trend*, Leipzig 2008. Dort wurden 32
Gemeinden untersucht. Sie vor allem hier unter 3.7.

²⁵ So beschreibt eine der Gemeinden als ihren obersten Leitsatz: „Das Ziel aller
Bemühungen soll sein dass möglichst viele Menschen durch eine einladende
Gemeinde zu einem persönlichen Verhältnis zu Jesus als dem Christus gelan-
gen“ (ebd, S. 287).

²⁶ W. Härle, aaO, S. 315

²⁷ Theo Schneider, *Aus dem Gestern ins Morgen - Anmerkungen zu dem Weg
Gnadaus*, Manuskript eines Vortrages zum Gnadauer Jubiläum 1988 in Schwä-
bisch Gmünd, S. 24

Doch hier begibt sich der Glaube auf ein falsches Fundament. Dieses heißt ausschließlich Jesus Christus (1Kor 3,11). Nur hier bekommt der Glaube dauerhaften und festen Halt.

Wird eine fundamentalistische Position eingenommen, pflegen sich unverzüglich Verteidigungsstrategien einzustellen, die dem Ziel dienen, die Würde der Bibel allseitig zu sichern. Das äußert sich dann in Büchern wie „Fehler in der Bibel?“²⁸ und entsprechenden Themen bei Vorträgen und Seminaren, in denen minutiös nachzuweisen versucht wird, dass es Fehler, Unzulänglichkeiten und Widersprüche nicht geben kann. Es kommt zum schier uferlosen Unternehmen, den Wert der Bibel durch Überzeugungsarbeit en detail abzusichern. Der beruht auf ihrer Irrtumslosigkeit in allen Punkten.

Dabei wird übersehen, dass man bei solchem Vorgehen einen Standpunkt außerhalb der Bibel einnimmt. Man will die Autorität ihrer Botschaft durch Maßnahmen von außen sichern²⁹. Doch Heinzpeter Hempelmann verweist darauf, daß dieser Standpunkt illusorisch und gefährlich ist. Das „Bemühen um ein letztgültiges, allgemein einsehbares Fundament, auf das die Kirche ihre Wahrheiten begründen könnte, .. (ist) ja schon vom Neuen Testament her verboten“³⁰. Es gibt für die christliche Botschaft kein anderes Fundament als das, das Jesus Christus heißt (1Kor 3,11). Der Wahrheitsanspruch, der uns in der Bibel entgegentritt, ist demzufolge nicht von außen begründbar und mit historischen Mitteln verifizierbar, sondern er erschließt sich nur innerhalb der Mauern des Glaubens an Jesus Christus.

²⁸ Gottwaldt, Wilhelm, Fehler in der Bibel?, Bad Liebenzell 1973²

²⁹ Siehe dazu Siegfried Kettling: „Wenn es galt ‘Die Schrift allein!’, dann mußte doch diese unendliche Kostbarkeit nach allen Seiten abgesichert werden. Jede Möglichkeit eines Irrtums, einer Gedächtnislücke, eines stilistischen Fehlgriffs war auszuschließen. Unfehlbar mußte die Bibel sein - auch in allen historischen, biologischen, physikalischen Fragen. Eine mächtige barocke Festung entstand, ein gewaltiger Tresor - zum Schutz der Bibel... Es entstand die nicht aus der Bibel gewonnene, ihr nicht abgelassene, sondern ihr zudiktirte und aufgezwungene Theorie vom göttlichen Diktat... Der menschliche Verfasser wurde nur als mögliche Fehlerquelle betrachtet, ihn galt es weitgehendst auszuschalten. So wurde er zur Schreibmaschine degradiert“ (S. Kettling, Vom Umgang mit der Heiligen Schrift, in: Schritte wagen, Gnadauer Kongreß für evangelische Frauenarbeit, Dillenburg 1996, S. 39).

³⁰ Heinzpeter Hempelmann, „Wir haben den Horizont weggewischt“ (F. Nietzsche), Das Evangelium verkündigen unter den Bedingungen der Postmoderne, EMW-Informationen Nr. 107, November 1995, Hamburg S. 26

Insofern haben wir es beim christlichen Fundamentalismus mit einer Variante des Rationalismus zu tun. Er „ist - zugespitzt gesagt - ‘Bibelkritik von rechts’“³¹. Er degradiert die Bibel auf die Ebene des Rätsels, das ja prinzipiell zugänglich und entschlüsselbar ist³². Er übersieht, dass wir es bei der Heiligen Schrift mit einem göttlichen Geheimnis zu tun haben.

2.4.3. Fazit: Die Bibel als Gnadenmittel

Wir wehren uns dagegen, dass irgendwelche Vorverständnisse, von welcher Seite auch immer, von außen an die Bibel herangetragen und ihr gegenüber maßgebend werden. Vielmehr möchten wir die Bibel aus sich selbst heraus verstehen. So werden wir ihr am besten gerecht.

Die Bibel ist uns ein Gnadenmittel³³. In ihr begegnet uns der lebendige Gott. Wo wir sie aufschlagen und uns ihrer Botschaft aussetzen, betreten wir „heiliges Land“. Die Bibel ist uns nicht das Buch der tausend Richtigkeiten, sondern das Buch der Wahrheit. Ihre Unfehlbarkeit besteht darin, dass sie uns zielgerichtet zum Unfehlbaren, zu Gott, führt. Wer sich auf die biblische Botschaft einlässt, findet zu Gott, dem Ziel seines Lebens.

Die Bibel wird durch ihren heilstiftenden Inhalt zum Buch der Bücher, nicht jedoch durch die Art ihrer Entstehung oder durch ihre Fehlerlosigkeit. Walter Michaelis urteilt: „Die Bibel selbst ist das Maß der Bibel“³⁴. Sie ist nicht Objekt unserer Kritik, sondern Subjekt ihrer eigenen Kritik. Michaelis befindet sich damit in der Spur von Adolf Schlatter, der zwischen falscher und echter Kritik unterscheidet. „Falsche Kritik haben wir dann ..., wenn wir uns zum Meister und Richter erheben und den Herrn und seine Apostel zu Schülern degradieren... Wo das Ich sich als Quelle und Inhalt der Wahrheit gebärdet und nun die Schrift vor seinen Richterstuhl zitiert... da ist die Glaubensstellung von Grund aus aufgegeben“. Echte Bibelkritik hingegen bedeutet, „der Schrift in’s Auge zu sehen, wie sie ist, zu hören, was sie wirklich sagt, ihrem Werden und Ent-

³¹ S. Kettling, aaO, S. 39

³² Siehe dazu den Präsesbericht aus dem Jahr 2008

³³ medium salutis

³⁴ Bei Michael Diener, Kurs halten in stürmischer Zeit, Gießen /Basel 1998, S. 551

stehen nachzugehen nach Form und Inhalt, das ist der Beruf der echten Schriftkritik, und an ihm haftet weder Makel noch Schuld“³⁵. Hier wird Kritik im Sinne von „krinein“ verstanden: scheiden, unterscheiden.

Vor diesem Hintergrund können wir unverkrampft damit umgehen, dass wir im Blick auf die Bibel nicht immer jenes Maß an Eindeutigkeit haben, das wir uns gerne wünschen. Wir halten es gelassen aus, dass manche Probleme innerhalb unserer eigenen Reihen unterschiedlich gesehen und bewertet werden³⁶. Das regt das Gespräch miteinander an.

Deshalb haben wir uns als Gesamtverband an den Grabenkämpfen um die Bibel kaum beteiligt, die in den letzten Jahrzehnten stattgefunden haben. Und wir halten uns auch heute nicht damit auf, die Bibel zu verteidigen, sondern wir wollen jede Gelegenheit nutzen, die Wahrheit der Bibel zu bezeugen. Die Bibel hat menschliche Verteidigungsstrategien nicht nötig. Sie spricht auf Dauer für sich selbst. Ihre Kritiker kommen und gehen, die Heilige Schrift jedoch bleibt und setzt sich langfristig immer wieder durch. Von dieser Selbstwirksamkeit der Bibel gehen wir aus. Aus diesem Grund legen wir es darauf an, ihre Botschaft fröhlich zu bezeugen. Wir tun das angesichts der Bibelvergessenheit in unserem Land. Dazu der folgende Exkurs:

Exkurs II:

Demenz als signifikante Krankheit unserer Zeit

Der Kulturhistoriker Egon Friedell wartet im Eingangsteil seines epochalen Werkes „Kulturgeschichte der Neuzeit“³⁷ mit einer überraschenden Aussage auf. Demzufolge hat jede Epoche die für sie typischen Krankheiten. Diese sind jedoch nicht nur Anzeichen von

³⁵ Aufsatz „Kritik und Glaube“, zitiert nach Werner Neuer, Adolf Schlatter, Ein Leben für Theologie und Kirche, Stuttgart 1996, S. 159f (von mir sprachlich auf einen neuen Stand gebracht; ChM)

³⁶ Gibt es in Gen 1 und 2 einen einzigen oder zwei Schöpfungsberichte? Haben wir von einem in sich geschlossenen Jesajabuch auszugehen oder teilt sich das Jesajabuch in mehrere Einheiten auf? Wie lässt sich das Ineinander der synoptischen Evangelien erklären? Ist die sog. Zweiquellentheorie eine überzeugende Lösung, derzufolge das Markusevangelium und eine Logienquelle (Q) den Grundstock für das Matthäus- und Lukasevangelium bilden? Wie verhalten sich die synoptischen Evangelien zum Johannesevangelium? Haben wir es bei der Bergpredigt Jesu mit einer geschlossenen Rede oder mit einer aus inhaltlichen Gründen zusammengesetzten Redekomposition zu tun?

³⁷ München 1927-1931

„Betriebsstörung“ und „Schädigung“³⁸, sondern zugleich auch Herausforderung, damit gezielt umzugehen und sie gleichsam ins Gute umzuschmelzen. „Daß nämlich Krankheit etwas Produktives ist, diese scheinbar paradoxe Erklärung müssen wir an die Spitze unserer Untersuchungen stellen“³⁹. Krankheiten sind Signale und Anreden. Sie haben ihre eigene Sprache und können schöpferisches Potential entbinden. Sie fordern heraus..

Welche Krankheit ist für unsere Epoche typisch? Es ist wahrscheinlich die Demenz⁴⁰. Was trägt sich dabei zu? Eine Person verliert nach und nach das Bewusstsein für die eigene Geschichte. Sie lebt nur noch im Jetzt bzw. in einem kindlichen Vorgestern. Sie vermag die Gegenwart mit dem momentanen Standort nicht recht einzuschätzen, weil sie den Überblick über ihre Biografie verloren hat. Sie weiß nicht, woher sie kommt, auf welchem Weg sie bislang gegangen ist und was sie bis dahin erlebt und geprägt hat. Die betreffende Person weiß am Ende nicht, wer sie ist. Sie irrt ortlos im Jetzt umher.

Demenz übersteigt somit den Rahmen bloßer Vergesslichkeit, die wir alle gelegentlich beklagen. Sie ist vielmehr Erinnerungs- und Gedächtnislosigkeit. Das Gefühl für die Geschichte geht verloren. Und damit bleibt auch die Identität auf der Strecke. Wer nicht weiß, woher er stammt, weiß nicht, wer er ist⁴¹.

Demenz ist gefährlich. Im übertragenen Sinn treffen wir sie ebenso in einem Volk wie auch bei der Einzelperson an: Wer seine Geschichte nicht kennt, kann nicht aus ihr lernen. Er steht in der Gefahr, negative Passagen des bisherigen Weges zu wiederholen. Es fehlen die Schutzmechanismen der lernenden Erinnerung, die hier Einhalt gebieten. Wir kennen dergleichen auch aus dem politisch-gesellschaftlichen Raum: die Gefahr von Rechts und Links, das Einteilen in lebenswertes und lebensunwertes Leben, die Geringschätzung demokratischer Prozesse und Institutionen etc. Wer diese bösen Schatten der Geschichte - zumindest aus Büchern - kennt, geht

³⁸ ebd, S. 65

³⁹ ebd, S. 64

⁴⁰ Darauf hat Professor Reimer Gronemeyer in einem Vortrag bei unserer letzten „Aufwind“-Tagung in Schwäbisch Gmünd aufmerksam gemacht.

⁴¹ Ein ähnliches Phänomen lässt sich bei solchen beobachten, die per anonymer Samenspende gezeugt worden sind. Viele von ihnen sind darauf erpicht, ihre Herkunft zu erfahren und sich damit ihrer Identität zu versichern.

heute mit ähnlichen Gefahrenlagen sensibler um. Er ist gegen manches gefeit, was sich aktuell unter neuen Vorzeichen zu wiederholen droht.

Werden heute vielfach das Desinteresse an der Vergangenheit und die daraus resultierende Geschichtsvergessenheit beklagt, so sollen im Gegenzug keineswegs historische Reminiszenzen um ihrer selbst willen aufgewärmt werden. Vielmehr steht das Gelingen des Heute auf dem Spiel. Geschichtliche Demenz macht anfällig für gefährliche Trends der Gegenwart. Sie macht orientierungslos und liefert uns den Irrlichtern der Gegenwart aus.

Das trifft auch auf uns als christliche Gemeinde zu. Wenn wir theologische Standpunkte zu beurteilen haben, hilft uns der Blick in die Vergangenheit. Kenntnisse der Kirchen- und Theologiegeschichte machen uns fit für aktuelle Fragestellungen. Wir lösen mit diesem Rückgriff keineswegs die anstehenden Probleme, aber wir bekommen den Blick geschärft, um mit ihnen verantwortlich umgehen zu können. Die Kenntnis der Geschichte, das bewusste Erinnern und Aufarbeiten zieht uns gleichsam innere Korsettstangen ein. Die stabilisieren uns. Wir bekommen zugleich ein feeling für Gefahrenstellen, aber auch für das, was uns weiterhelfen kann.

Deshalb tun wir gut daran, die allseitig beklagte Geschichtsvergessenheit als Herausforderung zu begreifen und uns mit allen Mitteln gegen sie zu stemmen. So kann uns die Krankheit Demenz, dieses typische Kennzeichen unserer Zeit, zum Signal werden, das uns hellhörig macht und zu guten Ufern aufbrechen lässt. Gezieltes Erinnern ist keine Zeitverschwendung, weil es aktuelle Aktivitäten unterbricht, sondern es erweitert und vertieft unser Bewusstsein und hilft uns dadurch, die Gegenwart besser zu bewältigen.

So sind die Geschichte der Christenheit, der Werdegang einer örtlichen Gemeinschaft und nicht zuletzt die eigene Biografie hohe Werte, die der Pflege bedürfen. Sie helfen uns heute, den eigenen Standort zu finden und zu würdigen. Sie machen uns gegenwarts-tauglich und lassen uns den Herausforderungen der Zukunft gewachsen sein.

2.5. Die Bibelverbreitung

Wir beklagen zu Recht die Bibelvergessenheit in unserem Land. Betrübt stehen wir vor der Tatsache, dass schlichte bibische Erzählungen, selbst solche, die sich über Jahrhunderte hinweg in das kulturelle Gedächtnis des Abendlandes eingegraben haben, nicht mehr präsent sind. Auch Germanisten und Kunsthistoriker monieren diesen Tatbestand, lässt sich doch ohne den christlichen Hintergrund das Meiste an abendländischer Kunst und Literatur nicht angemessen verstehen. Ob Goethes „Faust“ oder Rembrandts Bilder – wenn es an christlichem Wissen mangelt, fehlt allen Betrachtungen und Interpretationen die erforderliche Grundlage.

Ein Klinikseelsorger aus den neuen Bundesländern berichtete mir, dass die Zahl derjenigen älteren Menschen spürbar zurückginge, die in ihrer Kindheit noch den 23. Psalm und das Vaterunser auswendig gelernt haben und die dieses Wissen in etwa noch gespeichert hätten. Es gibt deshalb immer weniger Anknüpfungspunkte für tiefer gehende seelsorgerliche Gespräche. Der Anmarschweg ist zu weit, speziell in einer Krisensituation mit begrenzten Aufnahmekapazitäten.

Als Bibelbewegung sind wir hier in ausdrücklicher Weise herausgefordert. Hier muss sich erweisen, ob unsere Wertschätzung der Heiligen Schrift lediglich auf dem Papier steht oder ob sie in unseren Gemeinschaften und Gemeinden alltagsrelevant wird.

Weil der Wert der Bibel erst im Umgang mit ihr erkannt wird, muss möglichst vielen Menschen Gelegenheit gegeben werden, die Bibel für sich zu entdecken und damit den Zugang zum Glauben zu finden. Der kann nur in der Streubreite der Bibel entstehen. Wir können Glauben nicht entzünden, wohl aber die Eingangsvoraussetzungen dafür schaffen, indem wir über die „großen Taten Gottes“ (Apg 2,11) ins Bild setzen.

Wir werden unserem Selbstverständnis, Bibelbewegung zu sein, dann gerecht, wenn wir uns an Phantasie, die Bibel unter die Menschen zu bringen, nicht überflügeln lassen. Es steht uns wohl an, angesichts der Tatsache, dass die Entfremdung von der Bibel und ihrer Inhalte spürbar zugenommen hat, hier durch regelmäßige Angebote gegenzusteuern. Immerhin übt gerade das, was fremd

geworden ist, einen besonderen Reiz aus. Es ist nicht durch Vorurteile verstellt. Darauf gilt es sensibel einzugehen.

Nicht nur die Bibelstunde bzw. ein Bibelgesprächskreis, sondern auch Bibelseminare, Einführungskurse für Anfänger sowie vertiefende Angebote für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erweisen sich als unabdingbar für das Standardprogramm jeder Gemeinde. Sie können mit dem Schub der Luther-Dekade aufgefrischt und mit neuen Impulsen versehen werden. Dabei sollten wir darauf achten, uns bei Bibelkenntnissen nicht mit Ausschnitten und punktuellen Elementen zu begnügen, sondern auch den großen Bogen der Heilsgeschichte zu vermitteln, durch den die einzelnen biblischen Geschichten erst ihre Relevanz erhalten.

Darüber hinaus sollten wir darüber nachdenken, wie wir die Bibel verstärkt ins Licht der Öffentlichkeit rücken können:

- Manche Gemeinschaften in Dörfern oder kleinen Städten rufen zu einem Wettbewerb auf: Wer in unserem Ort besitzt die älteste Bibel?
- Andere Gemeinden sind regelmäßig mit einem Bibelangebot – oft in unterschiedlichen Sprachen - auf Märkten und in Fußgängerzonen vertreten.
- Es lohnt sich, eine Bibelausstellung durchzuführen und diese mit guten abendlichen Vorträgen zu verbinden. Dieses Angebot wird auch gern von Religionslehrern und Pfarrern wahrgenommen, die ihre Gruppen durch die Ausstellung führen.
- Wir können die Gelegenheit nutzen, bei Gedenktagen der Taufe oder bei einem bestimmten Geburtstag die Kinder in unserem Umfeld mit einer entsprechenden Bibel zu beschenken.

2.6. Wider die Willkür im öffentlichen Bibelgebrauch

Mittlerweile ist die Zahl der Bibelübersetzungen Legion. Eine bunte Fülle überflutet den frommen Markt. Die Beurteilung der einzelnen Übersetzungen ist von kompetenter Seite mehrfach geschehen. Darauf können wir im Bedarfsfall zurückgreifen.

Was mich zögern lässt, die Flut von Übersetzungen als schieren Segen zu verstehen, ist die Tatsache, dass diese nicht nur im „stillen

Kammerlein“ für den privaten Gebrauch verwendet werden, sondern sich verstärkt in der gemeindlichen Praxis festsetzen. Lesungen, Psalmgebete und Predigttexte werden, was die Übersetzung betrifft, vielerorts nach Belieben gehandhabt. Hier hat offensichtlich derzeit jeder, der einen Text vorträgt, freie Hand. Was ihm privat behagt, wird öffentlich gemacht und der Gemeinde serviert. Diese Praxis halte ich für schädlich. Sie wird sich langfristig negativ auswirken. Denn wie sollen sich einzelne Bibelworte in den Köpfen und Herzen einnisten, wenn jeder zu einer anderen Bibelübersetzung greift?!

Werden die Übersetzungen im Rahmen öffentlicher Verkündigung freigegeben, können kaum noch Erinnerungen anklingen, die die Teilnehmer in ihrer Biografie mit einzelnen Bibelworten gemacht haben: Tauf-, Konfirmations- und Trausprüche, Bibelworte bei anderen herausgehobenen Gelegenheiten. Damit fördern wir unbewusst die Bibeldemenz.

Wir tragen eine Verantwortung für die Menschen aller Altersstufen, die unsere Räume bevölkern. Uns muss daran gelegen sein, nicht nur deren aktuellen geistlichen Bedarf zu stillen, sondern ihnen darüber hinaus eine eiserne Ration des Glaubens mitzugeben. Diese wird den Betreffenden helfen, auch in geistlich dürren Zeiten den Halt des Glaubens zu erleben. Sie wird sie an den Herrn erinnern, der uns im Leben und im Sterben trägt. Diese Ration wird nur durch stetige Wiederholung vermittelt, denn nur dadurch wird sie ins Langzeitgedächtnis eingespeichert. Anders geht es nicht. Einprägen und Vertiefen vollziehen sich im kontinuierlichen Wiederholen des gleich lautenden Wortlauts. Das betrifft vor allem das Auswendiglernen von Psalmen und anderen prägenden Bibeltexten. Das geben wir de facto auf, wenn es unter uns keinen verbindlichen Text mehr gibt.

Ich bin mir darüber im Klaren, dass dergleichen für moderne Ohren wenig attraktiv klingt. Aber ich bin überzeugt: Das sind wir den jüngeren und älteren Menschen schuldig. Mit weniger dürfen wir uns nicht zufrieden geben. Es wäre deshalb ratsam, einmal ei-

nen Kanon von Bibelworten und Liedern zusammenzustellen, aus dem solch eine Ration bestehen kann⁴².

Selbstverständlich haben unterschiedliche Bibelübersetzungen ihren gewichtigen Platz, nämlich in vertiefenden Einheiten, z.B. im Hauskreis oder in der Bibelstunde. Dort erweist es sich als ratsam, den Bibeltext in unterschiedlichen Übersetzungen zu betrachten, um möglichst viele Schattierungen seiner Verständnismöglichkeiten herauszuarbeiten. Dass dabei das griechische Neue Testament auf dem Tisch des Hauptamtlichen nicht fehlen darf, versteht sich von selbst.

Aber in Gottesdiensten und Gemeinschaftsstunden sollten wir ausschließlich – dafür plädiere ich nachdrücklich – die Lutherübersetzung von 1984 verwenden. Ihre Textgenauigkeit, ihre sprachliche Kraft, ihre einprägsamen Formulierungen, die auch in zahlreichen Revisionen nicht an Dynamik verloren haben, aber auch ihr hohes Maß an Verständlichkeit sollten uns genügend Argumente sein. Außerdem sind zahlreiche Formulierungen sprichwörtlich geworden. Insofern handelt es sich bei der Lutherbibel auch um ein hohes kulturelles Gut, das uns anvertraut ist. Wir sollten es nicht für das Linsengericht modischer Beliebtheit opfern.

Hier wird sich zeigen, ob wir es noch wagen, unseren Haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern etwas verbindlich vorzugeben bzw. dringend ans Herz zu legen oder ob wir das längst aufgegeben haben, weil wir uns mit dem lokalen und persönlichen Individualismus längst abgefunden haben.

3. Wir dienen dem Herrn, indem wir wachsen wollen

Ein Kind, das nicht wachsen will, ist krank. Eine Gemeinde, die es nicht darauf anlegt, Menschen für Jesus zu gewinnen und damit – als Folge - ihre eigenen Reihen zu verstärken, lebt gegen den Willen ihres Herrn. Sie steht letztlich dem Evangelium im Weg.

⁴² Einen solchen Liederkanon hat die Württembergische Landeskirche als Faltblatt herausgegeben.

3.1. Der unmissionarische Zirkel

Es gehört für mich zu den bedrückenden Erfahrungen meines Dienstes, dass ich da und dort auf Gemeinschaften bzw. Gemeinden stoße, die es praktisch aufgegeben haben, wachsen zu wollen. Viele Verantwortliche sind frustriert, weil ihre missionarischen Bemühungen wenig gefruchtet haben. Was hat man nicht alles unternommen?!

Zwar wissen wir, dass sich Wachstum nicht erzwingen lässt. Aber vielerorts hat man sich daran gewöhnt, den Rückgang zu verwalten und sich auf das Backen kleinerer Brötchen einzurichten. Zahlreiche Gemeinschaften haben sich in dieser Situation eingerichtet. Das betrachte ich als ein ernsthaftes Krankheitszeichen. Denn Mission und Evangelisation sind keine Tätigkeiten, die eine Gemeinde auch noch macht, sondern die sie ausmacht. Sie bilden das Kerngeschäft christlicher Gemeinde. Unterbleiben sie, steht über kurz oder lang die Existenz auf dem Spiel.

Stellt sich in einer Gemeinde kein Wachstum ein, so entsteht ein unheilvoller Zirkel:

- Die Gemeinschaft bleibt unter sich.
- Das Sozialgefüge wird dichter.
- Ein „Geschmäckle“ prägt sich aus. Man „verkauzt“.
- Das mindert die Attraktivität für Außenstehende.
- Deren Abständigkeit wird eventuell pseudo-theologisch zu erklären versucht.
- Man bleibt weiter unter sich.
- s.o.

Diese unheilvolle Spirale wird von hellsichtigen Verantwortungsträgern als bedrängend erlebt. Aber sie finden nicht den Dreh, an dieser Lage etwas zu verändern. Wer weiß wie viele gute und gut gemeinte Aktivitäten sind ergebnislos verpufft. Das macht müde und lässt viele resignieren.

In dieser Lage reicht es nicht, an einigen missionarischen Stellenschrauben zu drehen. Hier bedarf es grundsätzlich veränderter Einstellungen.

3.2. Missionarisches Arbeiten als Dienen

Unser Dienst für Jesus äußert sich darin, dass wir uns als „Knechte“ der Menschen verstehen, die noch vor den Toren des Glaubens leben (1Kor 9,19-23)⁴³. Sie geben uns die Spur vor. Wir stehen ihnen nicht als Fordernde gegenüber, sondern als Dienende, die sich bescheiden fragen: Was brauchen die Menschen? Wie können wir uns gezielt und liebevoll auf sie einstellen? Wie können wir ihnen im Namen Jesu dienen? Was würde Jesus für diese Menschen tun? Was würde er ihnen sagen, und wie würde er mit ihnen umgehen?

Es rät sich, manche Wandsprüche in unseren Gemeinschaftshäusern diesbezüglich zu entrümpeln, weil sie Forderungen stellen, aber dabei nicht ausreichend klar machen, dass denen das Geschenk vorausgeht. Ein Auswahl: „Schicke dich, und begegne deinem Gott“; „Tut Buße und glaubt an das Evangelium“. Wie wirken diese Worte auf solche, die zum ersten Mal in unsere Veranstaltungen kommen? Der Imperativ ist nur dann berechtigt, wenn dem der Indikativ vorausgeht.

Pointiert gesagt: Wir wollen nichts von unseren Zeitgenossen, sondern wir haben ihnen etwas zu geben. Dieses Bewusstsein verändert unsere innere Haltung. Nicht das, was wir selbst als angemessen empfinden, bestimmt unser missionarisches Handeln, sondern das, was andere brauchen und was ihnen helfen kann, dem Glauben näherzukommen. Missionarische Aktivität beginnt demzufolge mit Zuhören, Beobachten und Einfühlen. Sie erbittet von Gott den Blick dienender Liebe.

3.3. Missionarisches Arbeiten als gemeindlicher Zugewinn

Wir müssen bei der Einladung zum Glauben nicht nur selbstvergesen an andere denken. Wenn wir Menschen gewinnen möchten und unsere Gemeinden wachsen sollen, dann arbeiten wir damit auch für uns selbst. So uneigennützig müssen wir gar nicht sein, beim missionarischen Arbeiten nur an andere zu denken. Es geht dabei auch um unsere Gemeinschaften und deren Wohlergehen und Wachstum. Michael Herbst sagt es unverblümt: „In Pommern können wir uns jedenfalls die vornehme Zurückhaltung nicht mehr leisten, die da behauptet, es gehe in der Evangelisation nicht auch

⁴³ siehe Christoph Morgner, Geistliche Leitung als theologische Aufgabe, Stuttgart 2000, S. 101ff u.ö.

um die Kirchenmitgliedschaft, deren Stärkung und Erweiterung“⁴⁴. Pommern ist heute mehr oder weniger überall. Denn wer soll in der nächsten Generation das Evangelium verkündigen, wenn uns der Erhalt christlicher Gemeinschaften gleichgültig ist?! Es geht schließlich dem Evangelium nur gut, wenn es den Gemeinden gut geht. Sie sind Träger und Instrument der Mission. Dieses Werkzeug will gepflegt und in Ordnung gehalten sein.

Wer sich missionarisch müht, tut also nicht nur denen etwas Gutes, die das Evangelium zu hören bekommen, sondern auch sich selbst bzw. seiner Gemeinde, von der die Mission ausgeht. Und das in doppelter Hinsicht:

- Quantitativ: Die Zahl der Gemeindeglieder steigt an. Damit stehen auch mehr finanzielle Mittel zur Verfügung. Es erweitern sich die Ressourcen. Außerdem: Wo Menschen dazukommen, ziehen sie häufig Freunde aus ihrem Bekanntenkreis mit. Der Resonanzraum der Gemeinschaft erweitert sich. „Wachstum entfaltet eine eigene Dynamik. Viele kommen, weil viele schon da sind... Die Gemeinden erhalten durch ihr Wachsen mehr finanzielle Möglichkeiten. Das Anwachsen der Spendensumme ist ein Produkt des Gemeindegewachstums und gleichzeitig der Nährboden für neues Wachstum“⁴⁵.
- Qualitativ: Das Gewinnen neuer Menschen zeitigt positive Rückwirkungen auf das Innenleben der Gemeinde. Nichts motiviert Mitarbeitende mehr als zu erleben: Es lassen sich Menschen einladen. Es finden manche zum Glauben. Neue Menschen mischen die Gemeinde auf. Sie bringen neue Einsichten mit und stellen das Bisherige vor neue Herausforderungen. Das sorgt oft für Irritationen, aber es belebt und bereichert. Das hält eine Gemeinde fit und schmiegsam, weil sie genötigt ist, sich immer wieder auf neue Situationen und Menschen einzustellen.

Eine Gemeinde tut sich also rundum etwas Gutes, wenn sie missionarisch und evangelistisch tätig ist. Dagegen geht man dort düsteren Zeiten entgegen, wo man nicht vom Wunsch beseelt ist und dieser Wunsch handlungsleitend wird, Menschen für den Glauben

⁴⁴ Michael Herbst, Evangelisierende Gemeinde. Frust und Scheu in der Mission unseres Landes überwinden, in: theologische beiträge 04-6, S. 323

⁴⁵ W. Härle, aaO, S. 344

an Jesus Christus zu gewinnen. Hier gehen im Zeitalter abbrechender Traditionen wohl langfristig die Lichter aus.

3.4. Gegenwärtige Anmarschwege

Ich nehme wahr, dass sich unsere Reihen bis dato aus drei verschiedenen Zuströmen füllen:

3.4.1. Rekrutierung aus der eigenen Familie

Manche Gemeinschaften sind gleichsam Familienangelegenheiten. Man ist versippt und verschwägert. Zwei oder drei Familiennamen prägen die Szene.

Leider hat dieser Zustrom u.a. deshalb nachgelassen, weil es keineswegs mehr selbstverständlich ist, dass die Kinder auf den frommen Pfaden ihrer Eltern wandeln. Vielmehr geht die Tendenz dahin, dass die Kinder – auch aus Abnabelungsgründen bzw. Protesthaltung - gerade nicht die Gemeinschaft als ihr geistliches Zuhause betrachten. Sie suchen sich andere Gemeinden, evtl. solche jugendlichen Zuschnitts. Dazu kommt die erhöhte Mobilität, die es selbstverständlich werden lässt, dass junge Leute irgendwann den Ort und damit auch ihr geistliches Nest verlassen.

3.4.2. Menschen aus evangelischen Kirchengemeinden

Sie sind im wahren Sinn des Wortes naheliegend. Sie kommen zu uns aus zwei Motiven:

3.4.2.1. Ergänzung

Klappt die Zusammenarbeit zwischen Kirchengemeinde und Gemeinschaft gut, legt sich ein arbeitsteiliges Verhalten nahe. Vor allem im dörflichen und kleinstädtischen Bereich muss man die Angebote nicht doppeln: Bibelstunde, Kinder- und Jugendarbeit etc. Hier findet mancher zur Gemeinschaft, weil sie ihm das bietet, was im Angebot der Kirchengemeinde fehlt.

3.4.2.2. Unzufriedenheit

Manche Christen sind mit dem, was ihnen kirchlicherseits geboten wird, inhaltlich nicht einverstanden. Sie empfinden, Steine statt Brot gereicht zu bekommen. Davon werden sie geistlich nicht satt. Hier wird das Angebot einer Gemeinschaft zur Alternative. Man

verbleibt in der Kirche, findet jedoch in der Gemeinschaft sein geistliches Zuhause.

3.4.3. Völlig Außenstehende

Damit tun wir uns meist am schwersten. Stellen wir uns konsequent auf sie ein, wird das Angebot von manchen Brüdern und Schwestern als zu seicht empfunden. Wir tun uns mit „Milch“-Angeboten gewöhnlich sehr schwer, weil unsere Spezialität eher die „feste Speise“ (1Kor 3,2) ist. Doch die ist für uns selber bestimmt, jedoch nicht für solche, die dergleichen – noch - nicht vertragen.

3.5. Theologische Hemmnisse überwinden

Wie nötig das ist, wird mir an der Unheilsspur deutlich, die eine missverstandene Auslegung des Bibelwortes „Habt nicht lieb die Welt“ (1Joh 2,15) in unseren Kreisen gezogen hat, vor allem bei älter gewordenen Schwestern und Brüdern. Abschottung wurde als Tugend gepriesen. Das Draußen (= weltlich) – Drinnen (= geistlich) – Schema bestimmte Denken und Verhalten. Begegnungen mit noch nicht Glaubenden waren lediglich unter dem Vorbehalt des missionarischen Zeugnisses zu akzeptieren. Es ging die Lockerheit verloren, mit anderen Menschen ungezwungen beieinander zu sein.

Endlos sind die Schriften und Predigten, die zu beschreiben versuchten, was zur „Welt“ gehört und deshalb für Christen unbedingt zu meiden sei. Das sah je nach frommer Zeitströmung und Einschätzung sehr verschieden aus: der „weltliche“ Verein, der Besuch von Theater und Kino, das Fußballstadion, die Gaststätte mit Bier und Wein etc. Dort hat ein Christ nichts zu suchen. Auch aus den Geschäften der Politik sollte er sich lieber heraushalten. Am besten ist es, alle Kontakte zu denen einzuschränken, die nicht so fromm sind wie wir. Man könnte sich an der bösen „Welt“ anstecken!

Doch dahinter steckt ein kräftiger theologischer Denkfehler. Hier wird die „Welt“ mit ihren Tücken nicht über-, sondern unterschätzt. Als wäre „Welt“ säuberlich einzugrenzen: Da ist sie, und dort ist sie nicht. Doch mit „Welt“ meint Johannes keinen abgegrenzten Bezirk. Den kann man tatsächlich umgehen. Um ihn kann man einen Bogen schlagen, um davon nicht berührt zu werden.

Doch „Welt“ ist viel gefährlicher. Es handelt sich hierbei um ein Denkschema und um ein Verhaltensmuster, nämlich um alles das, was wir ohne und gegen Gott denken und treiben. „Welt“ ist demzufolge nicht dies und das um uns herum, sondern alles, was Gott nicht gefällt und seinem Willen nicht entspricht. „Welt“ finden wir vor allem in uns selbst vor. Jesus verweist darauf, dass es unser Herz ist, aus dem die „bösen Gedanken“ quellen (Mt 15,19). Gerade dort, wo man das Böse so sicher zu orten meint, wird man leicht blind für die „Welt“ im eigenen Herzen und in christlichen Räumen. Da sitzen wir dem Teufel auf, ohne es zu bemerken. Wir haben „Welt“ stets auch in uns.

Der Teufel zieht nicht erst mit dem Schlagzeug ins Gemeinschaftshaus ein. Er war schon längst vorher putzmunter drinnen – selbst beim Säuseln des Harmoniums.

Die johanneische Aussage „Habt nicht liebt die Welt“ will uns keineswegs von allem isolieren, was sich um uns herum abspielt, aber sie will uns hellsichtig machen für die Tücke des Bösen überall – auch in unseren christlichen Gefilden.

Berührungen mit solchen, die sich bislang gegenüber dem Glauben abständig verhalten, sind gerade im Sinne unseres missionarischen Anliegens unerlässlich. Die Vorurteile, die man uns gegenüber hat, lösen sich nicht durch unsere gegensätzlichen Urteile auf, sondern nur durch Begegnung. Glaube entsteht durch eine Art „Infektion“.

In negativer Form kennen wir das Phänomen aus der kalten Jahreszeit: Jemand hustet und prustet. Wir schlagen um ihn einen großen Bogen, weil sich seine Bazillen und Viren auf uns übertragen könnten. Das möchten wir vermeiden.

Ähnlich, aber in positiver Variante, verhält es sich mit dem Glauben. Auch er „steckt an“. Er wird weniger durch Verlautbarungen und fromme Erklärungen angezündet, sondern durch nachdenklich machende Begegnung. In ihr werden wir als Christen transparent für unseren Herrn. Er wirkt durch uns. Der andere wird dadurch „geheiligt“ (1Kor 7,14).

Das bestätigt sich durch vielfältige Erfahrungen: Die meisten Menschen haben nicht durch Plakate und Anzeigen zu uns gefunden, sondern durch liebevolle, aufmerksame Kontakte. Alles Schriftliche ist außerordentlich wichtig, aber es hat immer nur unterstützenden Charakter. Es lädt nicht ein, sondern erinnert an die persönliche Einladung. Es kann die Begegnung nicht ersetzen.

In diese Richtung soll unser missionarisches Mühen verlaufen. Zu solchen eher indirekten Maßnahmen sollten wir unseren Gemeinschaften „Freimut“ vermitteln, verbunden mit praktischen Anregungen. Diese werden über das vertraute Veranstaltungsangebot von Evangelisationen hinausgehen und niederschwellig ansetzen. Hier muss die Angst genommen werden, das Evangelium zu verkürzen oder gar zu verraten⁴⁶.

3.6. Schritte

Da wir innerhalb der evangelischen Volkskirche arbeiten und uns als deren Teil verstehen, stehen uns für missionarisches Arbeiten alle Türen offen. Bei uns muss keiner der Zeitgenossen die durchaus nachvollziehbare Angst haben, irgendwelchen religiösen Fliegenfängern auf den Leim zu gehen.

3.6.1. Gemeinschaft leben

Je mehr in unseren Tagen der christliche Grundwasserspiegel absinkt, desto mehr werden Christen und Gemeinden, die fröhlich und authentisch zu ihrem Glauben stehen, zu Werbeträgern des Evangeliums. Deshalb erweist sich das Klima unserer Veranstaltungen, die Freundlichkeit und der gewinnende Umgangston nach allen Erfahrungen als mindestens so wichtig wie die gebotenen Inhalte. Was in unseren Reihen an Herzlichkeit fehlt, lässt sich durch keine Richtigkeit aufwiegen. Leider bleiben Klimakatastrophen nicht auf die Umwelt beschränkt. Manche tragen sich leider bei uns und unseren Gruppen zu – zum Schaden für das Evangelium und damit für die Menschen innerhalb und außerhalb der Gemeinde.

⁴⁶ Es versteht sich jedoch von selbst, dass jemand, der erste Schritte im Glauben geht, manches meiden wird, das ihn daran hindert und ihn gar von dem neuen Weg abbringen will.

Wenn Menschen unsere Räume betreten, werden sie wahrscheinlich manches in der Predigt nicht verstehen. Aber sie werden die Atmosphäre der Liebe spüren, die unter uns zirkuliert.

Ein Prediger sagte mir kürzlich: „Unsere Gemeinde wächst jährlich um etwa 10% - und das ohne alle besonderen Aktionen“. Das Zusammenleben in der Gemeinde spricht für sich selbst und entfaltet werbende Kraft.

War es noch vor wenigen Jahrzehnten der Normalfall, dass sich jemand in einer christlichen Sonderveranstaltung bekehrte und dann eine Gemeinde aufsuchte, so läuft es heute umgekehrt: Man findet den Weg zu den Angeboten einer Gemeinde und kommt – wenn es gut geht – darüber zum Glauben. Weil die Gemeinde als Einstiegszone dient, kommt ihr und ihrem Innenleben eine enorme Bedeutung zu.

3.6.2. Berührungsflächen ermöglichen

Was macht es Außenstehenden leicht, die Schwellen unserer Gemeinschaftshäuser zu überschreiten? Wie kommen wir am leichtesten mit ihnen in Kontakt? Es sind vor allem kulturelle Angebote. Hier muss keiner befürchten, sich religiös outen zu müssen und am Ende nicht mithalten zu können. Musikalische Veranstaltungen unterschiedlicher Stilarten, Ausstellungen bildender Kunst, aber auch Bibelausstellungen und Gemeindefeste üben eigene Reize aus.

Wer zu uns kommt, trifft hoffentlich auf Christen, die sich gastlich verhalten, die aber auch anbietende Nähe vermeiden und die ein freundliches Ambiente gestalten, in dem man sich bereits beim Eintreten wohlfühlen kann.

Keiner muss sich vereinnahmt fühlen. Je weniger wir vom anderen erwarten, desto mehr erreichen wir langfristig. Denn unsere Zeitgenossen haben eine panische Angst davor, missioniert zu werden. Das verstehen sie im Sinne von Indoktrination, der man nicht ausweichen kann. Dem suchen sie um jeden Preis zu entgehen. Wenn wir diesen Eindruck erwecken, haben wir die Menschen schon verloren.

Wer einmal bei uns gewesen ist, bei dem sind hoffentlich manche Vorurteile geschmolzen. Wahrscheinlich kommt er wieder, wenn wir erneut Entsprechendes anbieten. Diese freibleibenden Berührungen sind als Einstieg unerlässlich. Wir brauchen hier einen langen Atem. Wer den schnellen missionarischen Erfolg sucht, wird in den meisten Fällen enttäuscht werden.

3.6.3. Begegnungsräume schaffen

Als nächste Stufe bieten sich Themen an, die die Lebenswelt unserer Zeitgenossen aufgreifen. Hier stoßen wir häufig auf Interesse, weil es nicht nur die fidelen, allzeit beglückten Zeitgenossen gibt, sondern auch solche, die mit ihrem Leben an Grenzen stoßen. Hier bieten wir Referate und andere Darbietungsformen mit Gesprächsmöglichkeiten an. Dabei driften wir keineswegs auf inhaltliche Nebensektoren ab, wie mancher argwöhnen könnte, denn jede Lebensfrage hat einen direkten Bezug zum Evangelium. Es gibt keinen Lebensbereich, bei dem man ohne Schaden von Gott absehen könnte.

So kommen wir mit den Menschen intensiver ins Gespräch. Wir öffnen uns ihren Fragen. Wir verhalten uns ehrlich und vermeiden jeden Anschein der Abgehobenheit, als hätten wir bestimmte Probleme hinter uns gelassen. Wir sind keine Überflieger. Je bescheidener wir auftreten, desto lieber werden wir gehört.

3.6.4. Kontakte verdichten

Wo die anfänglichen Berührungen und Begegnungen auf guten Boden fallen und nach einem Mehr an Kommunikation rufen, sind unsere weiteren Angebote herausgefordert. Das betrifft vor allem die monatliche Programmpalette unserer Gemeinden. Hier gilt es sowohl „Milch“ als auch „feste Speise“ anzubieten.

Ein hoher Wert kommt hierbei auch Ausflügen, vor allem aber Freizeiten und Studienfahrten zu. Nichts bindet mehr zusammen als das gemeinsame Erleben rund um die Uhr: von den Mahlzeiten bis zu den Bibelarbeiten, vom Bergsteigen bis zum Kanufahren, vom Museumsbesuch bis zum gemeinsamen Singen. Ich bin überzeugt, dass gegenwärtig bei Freizeiten mehr Menschen zur Gemeinde und zum Glauben finden als bei Evangelisationen.

3.6.5. Liebe weitergeben

Die Liebe ist nach wie vor die entscheidende Ausdrucksform des Glaubens. Glaube an Jesus Christus lebt sich in der Liebe aus. Wir erleben den Dienst der Liebe ortsnah in den einzelnen Gemeinden, wo sich Selbsthilfegruppen bilden, wo eine Tafel für Bedürftige eingerichtet wird, wo Hausbesuche durchgeführt werden und sich Gruppen jeden Alters treffen, um miteinander zu reden, zu hören, nachzudenken und zu musizieren. Jede Gemeinde bildet immer auch ein Netzwerk der Liebe.

Die Sprache der Liebe versteht jeder Mensch, selbst der, der unserem christlichen Zeugnis mit Vorurteilen begegnet bzw. mit ihm nichts anfangen kann oder will. Der Sprache der Liebe kann sich keiner entziehen. Hier liegt die Chance christlichen Dienens.

Hierbei betone ich gerne einen häufig übersehenen Aspekt: Wie Milieustudien belegen, betont die Mehrzahl der Bevölkerung, gern für andere da zu sein⁴⁷. Es liegt in unserem Land ein erhebliches Potential an Hilfsbereitschaft vor, das darauf wartet, abgerufen zu werden. Wenn eine Gemeinde praktische Projekte vorantreibt, lassen sich dafür oft auch solche Mitbürger gewinnen, die eher handwerklich orientiert sind und die zu unseren manchmal recht hochgestochenen Themen nicht den rechten Zugang finden. „Es gibt erstaunlich viele Menschen, die sich für die Gemeindegarbeit gewinnen lassen, wenn sie die Erfahrung machen, dass sie gebraucht werden, dass sie etwas einbringen können und dass ihnen etwas zugetraut wird“⁴⁸.

In unseren Jugendarbeiten haben wir uns längst daran gewöhnt, Sammelpunkt für redegewandte Gymnasiasten und argumentationsstarke Realschüler zu sein. Wo bleiben die Hauptschüler? Diese werden weniger durch Diskussionen angelockt, sondern durch die Chance, sich handfest mit ihren Talenten einbringen zu können. Wenn beispielsweise ein örtlicher EC den dörflichen Spielplatz wieder auf Vordermann bringt, kann er wahrscheinlich mit der Mitarbeit solcher Jugendlicher rechnen, die eher praktisch veranlagt sind. Ihnen wird dadurch ein positives Wertbewusstsein ver-

⁴⁷ siehe dazu auch Christoph Morgner, Milieu und missionarischer Auftrag, in: Freundesbrief der Evangelischen Missionsschule Unterweissach, Freundesbrief 176, 2/2008, S. 13-20

⁴⁸ W. Härle, aaO, S. 330

mittelt. Es entstehen Kontakte, aus denen dann später mehr erwachsen kann.

Paul Deitenbeck hat einmal formuliert: „Mancher begegnet dem Herrn im Weinberg des Herrn“. Mancher arbeitet und musiziert mit und findet darüber zu einer Begegnung mit Jesus Christus.

3.7. Von wachsenden Gemeinden lernen

Wir müssen nicht an jedem Ort das missionarische Rad neu erfinden. Es wäre viel gewonnen, wenn wir nach solchen Gemeinden und Projekten Ausschau halten, in denen sich missionarisch Wegweisendes ereignet. Manches dürfen wir getrost „abkupfern“. Dabei kann es nicht damit sein Bewenden haben, lediglich einige selektive Elemente eins zu eins zu übernehmen, sondern wir sollten die Mentalität dieser Gemeinden wahrnehmen und uns davon anstecken zu lassen.

Gemeindeberatung, wechselseitige Besuche von Vorständen in anderen Gemeinden, Seminare und Klausurtagungen regen an, ineffektiv gewordene Pfade zu verlassen und missionarisch neuen Tritt zu fassen.

Es lohnt sich, von Gemeinden zu lernen, die in den vergangenen Jahren gewachsen sind⁴⁹. Was verbindet sie miteinander? Was können wir von ihnen lernen? Dazu einige Aspekte in aller Kürze.

3.7.1. Leitbilder konzipieren

In den beobachteten Gemeinden lässt sich der enge Zusammenhang zwischen Wachstum, Gebet und zielgerichteter Gemeindegemeinschaft beobachten. Man arbeitet nicht vor sich hin, sondern bewegt sich auf abgestimmten Bahnen und mit vereinbarten Zielen. Deshalb werden fast durchweg Leitbilder erarbeitet, auf die sich die Mitarbeitenden verständigt haben. Als Ergebnis der Leitbilderarbeit entwickelt die Gemeinde für sich ein Profil, das zu einem schlüssigen Konzept wird, auf dessen Basis dann die weitere Arbeit

⁴⁹ „Kirchengemeinden, die (gegen den Trend) wachsen, sind also solche, bei denen die positive Bilanz zwischen Eintritten und Austritten so günstig ist, dass dadurch sogar die negative Bilanz im Verhältnis von Geburten zu Sterbefällen wettgemacht wird“ (W. Härle u.a., aaO,).

erfolgt. Wachstum fällt nicht in den Schoß⁵⁰. Sicherlich können wir Glauben nicht produzieren, aber wir können für Bedingungen sorgen, unter denen nach aller Erfahrung Glauben zu entstehen und zu wachsen pflegt.

3.7.2. Gottesdienst feiern

Der Gottesdienst wird als die zentrale Veranstaltung der Gemeinde intensiv gepflegt. Er gilt als „Zentrum und Herzstück des Gemeinlebens und des Gemeindegewachstums“⁵¹ und wird entsprechend sorgfältig behandelt. Alle Gemeinden legen hohen Wert auf einen Gottesdienst, der in seiner Verkündigung, seiner musikalischen Ausrichtung und seiner sonstigen Gestaltung möglichst viele Menschen anspricht. Die Ansprüche an die Qualität des Gebotenen sind durchweg hoch.

Oft werden Zweitgottesdienste eingerichtet, die sich durch ihre niederschwellige Gestaltung besonders an solche Menschen richten, die zum herkömmlichen Gottesdienst – noch – keinen Kontakt gefunden haben.

3.7.3. Kleingruppenkultur gestalten

In den Gemeinden werden die öffentlichen Veranstaltungen durch ausgiebige Gruppenarbeit ergänzt. Jeder soll in einer solchen Gruppe zu Hause sein und sich dort mit seinen Gaben einbringen. Vor allem sind es Hauskreise, die ein „vitales Element“⁵² der Gemeindearbeit bilden. Diese sind – auch und vor allem durch ihre Leiter – mit der Gesamtgemeinde vernetzt. Manche dieser Gruppen gestalten in regelmäßigen Abständen Gottesdienste.

3.7.4. Lernbereitschaft zeigen

Es fällt bei wachsenden Gemeinden auf, wieviel sie vor allem von der Willow-Creek-Gemeinde in Chicago gelernt haben. Das dort Erlebte wurde jedoch nicht eins zu eins übertragen, sondern inkul-

⁵⁰ „Bei dem ganzen Forschungsprozess wollen wir uns und den beteiligten Gemeinden stets im Bewusstsein halten, dass zwar die Bezeugung des Evangeliums als äußeres Wort uns von Gott als unser menschliches Werk aufgetragen ist, dass aber das Wachstum einer Kirche oder Gemeinde nicht von unseren Bemühungen allein, sondern letztlich vom Geist Gottes abhängt, über den wir nicht verfügen. Das kann gleichermaßen vor Verzagtheit wie vor Hochmut bewahren“ (W. Härle, aaO, S. 14).

⁵¹ ebd., S. 319

⁵² W. Härle, aaO, S 326

turiert, dh in unsere deutschen Verhältnisse über-gesetzt. Das hat auf zahlreichen Feldern erfreuliche Wirkungen gezeitigt: vor allem im Bereich des Gottesdienstes, des Kindergottesdienstes, der Hauskreisarbeit sowie in der Kultur der Mitarbeiterförderung.

3.7.5. Mitarbeiter fördern

In jeder Gemeinde pflegt man die, die sich als Mitarbeitende zur Verfügung stellen. „Nicht die Fragen: ‚Was nützt du?‘, ‚Was kannst du?‘ stehen im Raum, sondern der Zuspruch: ‚Wenn du mitarbeiten willst, dann finden wir etwas für dich!‘“⁵³ Die Mitarbeiter haben eine klar umgrenzte und überschaubare Aufgabe. Sie sind eigenverantwortlich und haben ihren Gestaltungsspielraum. Sie werden begleitet, ausgebildet und in jeder Weise – u.a. mit Arbeitsmaterialien - unterstützt. Ihre Arbeit wird gewürdigt.

Die hierbei Gewonnenen bilden das tragende Potential jeder Gemeinde. Deren Qualität zu optimieren und deren Dienstfreude zu steigern bildet für die Hauptamtlichen ein hohes Anliegen. In wachsenden Gemeinden steht das „Priestertum aller Glaubenden“ nicht nur auf dem Papier. Ein-Mann-Systeme sind wachstumsfeindlich. „Mitarbeiter arbeiten grundsätzlich im Team“⁵⁴.

3.7.6. Beziehungsarbeit pflegen

Wachsende Gemeinden öffnen ihre Angebote hin zu solchen, die sich noch im Vorhof des Glaubens befinden. Kommunikation nach außen hat einen hohen Stellenwert. Besuchsdienste und Hausbesuche sind hierbei wichtige Elemente. Kirchenkaffee und gemeinsame Mahlzeiten fördern die Gemeinschaft. In sozialdiakonischer Nachbarschaftshilfe erfahren die Mitbürger: „Die Gemeinde sorgt sich um ihre Glieder“⁵⁵. Alte, Kranke, Alleinerziehende und Hilfsbedürftige aller Art profitieren davon am meisten. Menschen sollen in die Gemeinschaft hineingeführt werden, ohne dabei vereinnahmt zu werden.

3.7.7. Glaubenskurse anbieten

Diese gehören zum Standardprogramm der meisten dieser Gemeinden. Dabei wird „Material unterschiedlicher Couleur“⁵⁶ eingesetzt.

⁵³ ebd, S. 314

⁵⁴ W. Härle, aaO, S. 314

⁵⁵ ebd, S. 307

⁵⁶ ebd, S. 308

Als wesentlich wird dabei angesehen, dass der Kurs „in seinen Sozialformen und Frömmigkeitsausrichtung zu der Gemeinde passen muss“⁵⁷. Die meisten dieser Kurse sind mit gemeinschaftsbildenden Elementen angereichert, ua mit gemeinsamen Mahlzeiten. Die Abbrecherquote ist gering. Als Nachfolgeangebote kommen meist Hauskreise in Frage.

3.7.8. Musikalisches fördern

In den Gemeinden steht das Musikalische hoch im Kurs. Das Liedgut umspannt sowohl alte als auch neue Gesänge. Neben dem Kirchengesangbuch wird häufig ein modernes Liederbuch benutzt. Darüber hinaus werden Kinderchöre, Bläser- und Flötengruppen angeboten. Christliche Bands und Orgel bilden keine Gegensätze, sondern ergänzen sich. Auch musikalische Früherziehung und Stimmbildung gehören zum Programm, um bereits in Kindern die Liebe zur Musik zu wecken und ihnen damit auch einen „Zugang zu grundlegenden Elementen des christlichen Glaubens“⁵⁸ zu verschaffen. „Sie singen sich selbst damit Worte zu, die sich ihnen einprägen, sie begleiten und möglicherweise in ihrem Leben irgendwann einmal eine große Bedeutung und Wirksamkeit entfalten können“⁵⁹.

PS: Deshalb sind die verschiedenen Gemeindemusikschulen, die mittlerweile in unserem Raum eingerichtet worden sind, zukunftsweisende musikalische und missionarische Modelle.

3.7.9. Gebäude pflegen

„Die Gemeinden, die wir besucht haben, haben ausnahmslos ansprechende Gebäude“⁶⁰. Dabei spielt deren Alter keine ausschlaggebende Rolle. Aber sie befinden sich in einem guten baulichen Zustand, „Schönheitsreparaturen werden zeitnah vorgenommen, die Grünanlagen sind gepflegt“⁶¹. Die Räume sind sauber und einladend geschmückt. Auf Blumenschmuck wird hoher Wert gelegt. In diesen Räumen fühlt sich die Gemeinde wohl. Dorthin kann sie

⁵⁷ ebd, S. 308

⁵⁸ ebd, S. 329

⁵⁹ W. Härle, aaO, S. 330

⁶⁰ ebd, S. 339

⁶¹ ebd, S. 339

gern einladen. „Sicher kommt niemand deshalb zur Gemeinde, aber viele Menschen kommen deshalb lieber“⁶².

3.7.10. Gebet praktizieren

Bei vielen der untersuchten Gemeinden steht es neben dem Gottesdienst im Zentrum des Gemeindelebens. Unterschiedliche Formen der Gebetskultur werden gepflegt. Sie durchziehen wie ein roter Faden das gesamte Gemeindeleben und bilden die innere Basis für die Aktivitäten.

3.7.11. Resümee

„Am einfachsten waren für die wachsenden Gemeinden durchweg die kirchlich Verbundenen zu erreichen und zu mobilisieren. Mitunter wurden hierbei auch die konfessionellen Grenzen durchbrochen“⁶³. Die Gewinnung neuer Mitglieder war jedoch „in keinem Fall das intendierte, direkte Ziel, sondern ein sich fast von selbst einstellender Effekt“⁶⁴.

Die betreffenden Gemeinden machen die Erfahrung, dass Wachstum mit intensiver Arbeit einhergeht, „die oft enorme Ausmaße annehmen kann“. Aber weil das Wachstum mit Wachstum belohnt wird, entsteht „keine hektische, überanstrengte Atmosphäre“, sondern diese ist durch „sehr viel Fröhlichkeit und Heiterkeit“⁶⁵ gekennzeichnet. Es macht Freude, in dieser Gemeinde mitarbeiten zu dürfen.

Ich rate sehr dazu, sich intensiv mit wachsenden Gemeinden zu beschäftigen. Hier gibt es auch für uns als Gemeinschaften viel zu lernen. Zwar handelt es sich bei den untersuchten Gemeinden um Kirchengemeinden. Aber deren Erfahrungen lassen sich relativ leicht auf unsere Situation übertragen. „Prüft aber alles, und das Gute behaltet“ (1Thess 5,21).

⁶² ebd, S. 339 (kursiv dort)

⁶³ ebd, S. 302

⁶⁴ ebd, S. 303

⁶⁵ W. Härle, aaO, S. 318

4. Wir dienen dem Herrn, indem wir wachsam sind und bleiben

Wie wir wissen, haben sich vor 100 Jahren innerhalb der Gemeinschaftsbewegung schmerzvoll die Wege getrennt. Diese Trennung war nach meiner Überzeugung theologisch und strukturell geboten. Zu tief waren die Gräben, die sich durch die eruptiv aufgebrochene Pfingstbewegung aufgetan hatten. Zu unterschiedlich waren manche theologischen Positionen, zu gegensätzlich die Beurteilung der Vorgänge in Kassel und anderswo, zu groß die Differenzen.

Insofern haben die Initiatoren damals auf beiden Seiten aus ihrer Perspektive verantwortlich gehandelt. Keine Seite ist leichtfertig vorgegangen. Der Schmerz über den Trennungsstrich ist sowohl in der Berliner als auch in der darauf folgenden Mülheimer Erklärung zwischen allen Zeilen spürbar⁶⁶.

4.1. Gemeinsame Erklärung

So verantwortungsbewusst man damals gehandelt hat: Die Trennung heute fortzusetzen und zu kultivieren, wäre gegen den Geist des Evangeliums und auch gegen alle Vernunft. Hier ist in vergangener Zeit zwischen dem Mülheimer Verband und unserem Gesamtverband zusammengewachsen, was getrennt war, nun aber geistlich-theologisch zusammengehört. Deshalb kam es zur Gemeinsamen Erklärung⁶⁷, die von den Leitungsgremien verfasst und in einem gemeinsamen Gottesdienst⁶⁸ bekräftigt worden ist.

Auf beiden Seiten wird die Berliner Erklärung als ein historisches Dokument betrachtet, das zu respektieren ist, das jedoch im aktuellen Miteinander beider Organisationen keine Rolle mehr spielt.

4.2. Gestern als Beurteilungshilfe

Das bedeutet jedoch nicht, dass wir dann, wenn entsprechende Phänomene wie vor 100 Jahren neu auftauchen, wir nicht so frei sind, in der Berliner Erklärung nachzuschauen und zu fragen, wie denn die Brüder damals diese Vorgänge eingeordnet und wie sie damit umgegangen sind. Was können wir gegebenenfalls von ihrer Beurteilung lernen?

⁶⁶ Beide Erklärungen finden sich bei D. Lange, aaO, S. 287ff

⁶⁷ abgedruckt in WIR-gemeinsam unterwegs, Nr. 2/2009, S. 46

⁶⁸ Meine Predigt (über Röm 12,4-16) ist in der Gnadauer Zentrale abrufbar.

Als Gemeinschaftsbewegung sind wir hinsichtlich pfingstlerischer Phänomene gebrannte Kinder. Deshalb sind wir hierbei wahrscheinlich sensibler – vielleicht übersensibel? - als man das in der Evangelischen Kirche und auch in Freikirchen gewöhnlich zu sein pflegt.

Die Berliner Erklärung kann uns als historisches Dokument helfen, ähnliche Phänomene aus unseren Tagen zu beurteilen. Wie die Brüder damals die Ereignisse erlebt und eingeordnet haben, kann für uns lehrreich sein, ohne dass wir die damalige Beurteilung heute blind übernehmen müssten. Wenn wir von der sogenannten Erweckung in Lakeland (Florida) hören, drängen sich mir unweigerlich Parallelen zu den Kasseler Vorgängen von 1909 auf. Der Evangelist Todd Bentley, mittlerweile durch eine Ehescheidung aus dem Verkehr gezogen, kann als „Fan von Catcher-Wettbewerben... bei seinen Erweckungsversammlungen auch selbst handgreiflich werden. Dann schlägt er schon einmal einem Kranken einen Zahn aus oder tritt einem an Darmkrebs leidenden Mann in den Bauch, um den Tumor auszutreiben. Eine Bibel nimmt Bentley bei seinen Auftritten selten in die Hand. Antreiben lässt er sich von einem Engel namens Emma... Dieser verstand sich als Wiedergeburt des alttestamentlichen Propheten Elia. Wenn Bentley Menschen auf dem Podium anbläst, um sie mit dem Heiligen Geist zu erfüllen, dann fallen sie reihenweise um. Große Teile des Publikums... geraten in Verückung – ob der ersehnten Zeichen und Wunder“⁶⁹.

Mir ist schleierhaft, wie eine führende Persönlichkeit der charismatischen Szene in unserem Land hinsichtlich dieser Zustände von einem „göttlichen Ermutigungssignal“ sprechen kann⁷⁰. Eher hilft mir hier die Beurteilung der Berliner Erklärung, die offenlässt, „wieviel davon dämonisch, wieviel hysterisch oder seelisch ist“. Geistlich verantwortbare Elemente vermag ich in den Vorgängen in Lakeland nicht zu erkennen.

4.3. Theologisch auf der Hut

Insofern kann die Berliner Erklärung auch heute noch einen sinnvollen Dienst tun. Sie mahnt uns dazu, theologische Verwirrungen

⁶⁹ idea Pressedienst Nr. 092/2008 vom 18. August, S. 1

⁷⁰ Wolfram Kopfermann, ebd, S. 6

nicht erst dann zu konstatieren, wenn die Schäden auf der Hand liegen, sondern sie bereits im Frühstadium wahrzunehmen. „Wehret den Anfängen“. So haben die in der damaligen Gemeinschaftsbewegung grassierenden Lehren vom „reinen Herzen“⁷¹, von der „Brautgemeinde“ und von einem mehrstufigen Christsein⁷² den späteren extremen Vorgängen einen günstigen Boden bereitet. „Es fehlten die theologischen Kriterien, um Fehlentwicklungen frühzeitig entdecken und beheben zu können. Es mangelte an kirchengeschichtlichen Kenntnissen, um enthusiastische Phänomene einzuordnen“⁷³.

Wir lernen daraus: Unsere Gemeinschaftsbewegung darf nie wieder zu einer „theologiösen Bewegung“⁷⁴ werden. Das Defizit an theologischer, wissenschaftlich geordneter Reflektion kann durch keinen Überschuss an geistlicher Praxis kompensiert werden.

Auch hier gilt es, um der Gegenwart willen der Geschichtsdemenz zu wehren. Betrachten wir das Vergangene als etwas Erledigtes und Irrelevantes, das im Grab der Geschichte ruht und uns nichts mehr angeht, macht uns das heute orientierungslos und anfällig für alle möglichen Strömungen.

5. Abschluss

Auch nach meinem Ausscheiden aus dem Präsesamt will ich meine Kraft darein setzen, weiterhin - nun in der zweiten Reihe - im Raum von Gemeinschaftsbewegung und Kirche unterwegs zu sein. Dem Herrn dienen – etwas Schöneres kann ich mir für mich und das gesamte Gnadauer Werk nicht vorstellen. Zu diesem Dienst gebe unser Gott und Heiland seine Gnade.

⁷¹ siehe hierzu Dieter Lange, Eine Bewegung bricht sich Bahn, Berlin 1979, S. 210f

⁷² Siehe hierzu M. Diener, aaO, S. 191

⁷³ ebd, S. 184

⁷⁴ ebd, S. 184

Literaturverzeichnis

Aland, Kurt (Hg)

Luther Deutsch, Band III: Lutherlexikon, Stuttgart 1957

Berewinkel, Johannes

Wort Gottes und Theologie, in: Kurt Heimbucher (Hrsg.), Dem Auftrag verpflichtet, Gießen 1988

Berger, Klaus

in: Thomas Pola, Was bleibt von der älteren Geschichte Israels? Methodische und sachliche Bemerkungen zu neueren minimalistischen Positionen, in: theologische beiträge 03-5

Beyer, Hermann Wolfgang

Art „diakoneo“ in: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Tübingen 1935, Band 2

Diener, Michael

Kurshalten in stürmischer Zeit, D. Walter Michaelis – ein Leben für Kirche und Gemeinschaftsbewegung, Gießen/Basel 1998

Friedell, Egon

Kulturgeschichte der Neuzeit, München 1927-1931

Gottwaldt, Wilhelm

Fehler in der Bibel?, Bad Liebenzell 1973²

Härle, Wilfried; Augenstein, Jörg; Rolf, Sybille, Siebert, Anja

Wachsen gegen den Trend, Analysen von Gemeinden, in denen es aufwärts geht, Leipzig 2008

Hempelmann, Heinzpeter

„Wir haben den Horizont weggewischt“ (F. Nietzsche), Das Evangelium verkündigen unter den Bedingungen der Postmoderne, EMW-Informationen Nr. 107, November 1995, Hamburg

Herbst, Michael

Evangelisierende Gemeinde. Frust und Scheu in der Mission unseres Landes überwinden, in: theologische beiträge 04-6

Heß, Claus

Art. „dienen“, in: Begriffslexikon zum Neuen Testament, Wuppertal 1965, Band 1

idea Pressedienst

Ketling, Siegfried

Vom Umgang mit der Heiligen Schrift, in: Schritte wagen, Gnadauer Kongreß für evangelische Frauenarbeit, Dillenburg 1996

Lange, Dieter,

Eine Bewegung bricht sich Bahn, Die deutschen Gemeinschaften im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert und ihre Stellung zu Kirche, Theologie und Pfingstbewegung, Berlin 1979

Maier, Gerhard

Vortrag in Lübbecke 1978. in: Christsein heute und morgen, Samuel Rotherberg (Hrsg.), Konstanz 1981

Michel, Otto

in: Thomas Pola, Was bleibt von der älteren Geschichte Israels? Methodische und sachliche Bemerkungen zu neueren minimalistischen Positionen, in: theologische beiträge 03-5

Morgner, Christoph

- Geistliches Leiten als theologische Aufgabe, Stuttgart 2000
- Milieu und missionarischer Auftrag, in: Freundesbrief der Evangelischen Missionsschule Unterweissach, Freundesbrief 176, 2/2008, S. 13-20

Pfleiderer, Johann Georg

Gnadauer Pfingstkonferenz 1888, durch Begegnung zur Gnadauer Bewegung, Neubearbeitung: Johannes Dreßler, Verhandlungen der Gnadauer Pfingstkonferenz (22.-24. Mai 1888) über das Recht gemeinschaftlicher Privaterbauung, Gemeinschaftspflege, Evangelisation und Laientätigkeit im Verhältnis zum pastoralen Amt, über Heiligung, Bibel- und Gebetsstunden u.a., Berlin 1987

Schlatter, Adolf

„Kritik und Glaube“, bei: Neuer, Werner, Adolf Schlatter, Ein Leben für Theologie und Kirche, Stuttgart 1996

Schneider, Theo

Aus dem Gestern ins Morgen - Anmerkungen zu dem Weg Gnadaus, Manuskript eines Vortrages zum Gnadauer Jubiläum 1988 in Schwäbisch Gmünd

Zahrnt, Heinz

Es begann mit Jesus von Nazareth, Gütersloh 1960

„Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit“

Wort des Gnadauer Verbandes zur Autorität der Heiligen Schrift
Dillenburg 1981